2,00 DM / Band 805
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

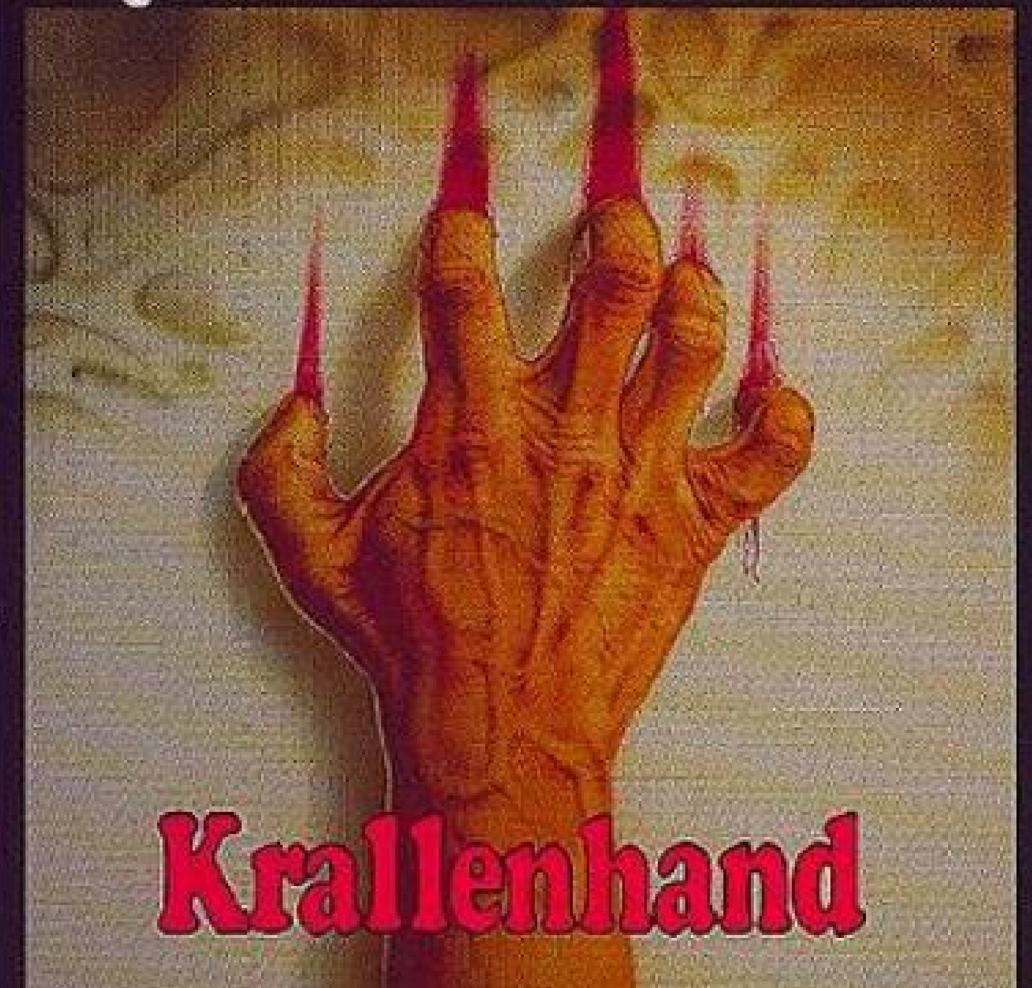
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Krallenhand

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Krallenhand

John Sinclair Nr. 805

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 07.12.1993

Titelbild von Dino Marasan

Sinclair Crew

Krallenhand

Fiona Finley leuchtete der Tod entgegen! Er strahlte aus den Augen einer roten, geisterhaften Gestalt, die regungslos am Ende des Flurs stand und wie ein Wächter aus der Hölle wirkte.

Fiona kannte den Namen der Gestalt nicht, sie wusste nur, dass sie dem Totengesicht in die Falle gelaufen war, denn aus diesem Haus gab es kein Entrinnen mehr. Zwei kalte Laternen, böse und grausam, Unheilbringer aus dem Jenseits, die so gar nicht zu der roten Geistergestalt passen wollten, aber einen Menschen bannten.

So auch Fiona!
Sie wusste nicht mehr, wie sie der Falle entrinnen sollte. Sie schaute zurück. Dort befand sich die Tür zu dem Zimmer, in dem sie nach ihrer Bewusstlosigkeit erwacht war und die seltsamen Geräusche gehört hatte. Noch immer klangen die unheimlichen Laute in ihren Ohren nach. Bei jedem Schritt über die Bohlen hatte es sich angehört, als splitterten oder knirschten Knochen.
Dieses weiße Haus auf den Klippen war nicht normal. In ihm wohnte das Böse, der Schrecken, alles Grausame, das sich ein Mensch nur vorstellen konnte. Und seine Bewohnerin war die Schlimmste von allen. Sie hütete dieses Haus und brachte mit ihrem Totenblick alles zum Schweigen, denn sie war es, die befahl.
Fiona atmete schwer. Die Angst hatte ihr den kalten Schweiß aus den Poren getrieben. Sie wagte es nicht, ihn wegzuwischen, die andere hätte diese Geste falsch einstufen können. Und dann kam sie vor.
Sie ging nicht, sie schwebte. Es war nichts zu hören. Schattenhaft glitt sie durch den Gang, als hätte jemand ein Tuch geworfen und einen Körper darauf gemalt.
Sie war das Versprechen, sie war der Tod, und nichts würde sie davon abhalten.
Kalt wurde es – eisig kalt!
Fiona fror, als wäre ihr Rücken mit Eis eingerieben worden.
Dennoch rührte sie sich nicht, denn diese nicht normale Kälte war bereits der Vorbote des Todes.
Sie kam näher und näher…
Sie brachte die Kälte mit, und Fiona hörte sich selbst mit den Zähnen klappern. Sie zitterte und spürte unter ihren Füßen, wie der Boden allmählich nachgab. Die Bohlen wurden weich, sie schienen sich zu öffnen, um sie zu verschlingen.
Das Totengesicht schwamm plötzlich vor ihr. Es war ein großes Gesicht, viel größer als das eines Menschen, und der Gesichtsausdruck war böse und leer.
Dann der Mund. Wie gezeichnet. Zwei schmale Lippen, darüber die Nase, das mörderische Grinsen und wieder diese verfluchte Kälte, dass Fiona umgab wie ein Kokon.
Der Tod war da.
Der Tod schlug zu!
Waren es Hände, die sich auf ihre Brust legten, waren es Schatten, die sie umgaben? Fiona Finley wusste es nicht. Plötzlich fror ihr Blut ein, sie versteifte im Stehen, und sie hatte das Gefühl, als würde sie ausgesaugt. Verlor sie das Leben, die Seele…?
Dann schwankte sie. Mal kippte sie nach rechts, dann wieder nach links. Die Gedanken, die ihr durch den Kopf wirbelten, konnte sie nicht in eine Folge bringen, denn die Eiseskälte, der Gruß aus der

Totenwelt, hielt sie in ihren Klauen.

Die Frau sank in die Knie!

Ein letzter Wehlaut drang aus ihrem Mund, den sie nicht mehr schließen konnte. Er blieb verkrampft offen, als sie den Boden berührte und zu einer regungslosen Person wurde, über der die Frau mit dem Totengesicht wie ein höllischer Engel schwebte.

Sie war zufrieden, denn in dieser starren Person steckte kein Funken Leben mehr.

Mit einer lautlosen Bewegung drehte sie ab, wehte durch das Haus und löste sich auf. Es sah aus, als wäre sie von den alten Wänden verschluckt worden, und tief aus dem Boden erklang ein zufriedenes Stöhnen, als würde sich das weiße Haus auf den Klippen darüber freuen, wieder eine neue Beute bekommen zu haben…

***

Dass James Hurt nicht mehr der Jüngste war, wusste er. Deshalb störte es ihn auch nicht, wie sehr er stöhnte, denn dies war ihm vergönnt. Schließlich lag die in einen Teppich eingerollte Frau auf seiner Schulter, und er musste sie so schnell wie möglich wegschaffen.

Wenn er dann auch Finley fortgeschafft hatte, würde er den Rover der neuen Person wegfahren, und niemand würde Verdacht schöpfen.

Sein Atem drang nur schwer über die Lippen. Bei jedem Schritt schwankte der Mann. Zudem lief er Gefahr, seine Beute zu verlieren, sie rutschte auf der Schulter hin und her, des Öfteren musste er nachfassen, was nicht ohne Mühe geschah, denn jede Bewegung schmerzte seinen alten Knochen.

Er war auf einem Schleichweg in Richtung Strand gelaufen, denn nur von dort konnte er das weiße Haus auf den Klippen ungesehen betreten. Er wusste den Weg, vielen anderen war er verschlossen geblieben, was ihm natürlich sehr entgegenkam, so blieb das Geheimnis zwischen ihm und seiner Frau gewahrt.

Das harte Dünengras wuchs hoch. Die Dünen selbst bildeten Buckel, zwischen denen er sich bewegen konnte, ohne vom Ort aus beobachtet zu werden.

Das Meer lag links von ihm. Eine gewaltige graue Fläche mit silbrigen Kämmen, die immer wieder gegen die Küste liefen und teilweise im breiten Sandstreifen versickerten.

Die Wolken hatte der Wind vertrieben. Der Himmel zeigte ein monotones Graublau.

Es war auch kühl geworden. Keiner hielt sich mehr in der Nähe auf. Die zum Säubern bereitgestellten Strandkörbe bildeten eine bräunliche Insel. Vögel segelten mit nahezu stoischer Gelassenheit durch die Luft, glotzten auf Strand und Wasser nieder, auf der Suche nach einer lohnenden Beute.

James Hurt rutschte einen Sandhang hinunter. Gras bremste ihn.

Der Teppich mit der Frau darin löste sich von seiner Schulter. Hurt schaute ihm fluchend hinterher und sah, dass er am Fuß des Hanges liegen blieb. Dabei hatte er sich ein wenig aufgerollt, und eine starre Hand schaute hervor. Die Finger sahen aus wie die einer Toten, aber der Mann wusste, dass Glenda Perkins nicht tot war. Sie würde bald tot sein, denn der Totengeist sollte sie bekommen.

Wieder ein Opfer für das Jenseits, damit Menschen davon verschont wurden. Wenn man es wusste, war es ganz einfach, aber es gab nur wenige Menschen in Harrings-on-sea, die eingeweiht worden waren. Die Hurts gehörten dazu. Sie hatten den Anfang gemacht, und sie würden so schnell nicht aufhören. Vor allen Dingen dann nicht, wenn die Touristen einfielen. Den einen oder anderen würde kaum jemand vermissen. Und wenn schon, ein älteres Ehepaar geriet bestimmt nicht in Verdacht.

Zuerst war diese Glenda Perkins an der Reihe. Es wurde auch Zeit, denn sie hätte es beinahe geschafft, das Verschwinden ihrer Freundin Fiona Finley aufzuklären. Neugierig gewesen war sie. James Hurt und seine Frau hatten alle Tricks aufbieten müssen, um sie loszuwerden. Zum Glück gab es da noch die kleine Susy.

Ein Kind – aber auch ein untoter Teufel!

Er musste lächeln, als er an sie dachte und dabei in seinen dunklen Gummistiefeln den schmalen Hang hinabstampfte.

Neben dem Teppich blieb er stehen. Wind spielte mit seinen grauen Haaren, als er sich drehte und noch einmal nachschaute, ob er auch nicht beobachtet wurde.

Hurt konnte nichts Verdächtiges feststellen. Er war zufrieden mit sich selbst, ließ sich auf die Knie fallen und knurrte wie ein Tier, das sich mit seiner Beute beschäftigte.

James Hurt rollte den Teppich auf und betrachtete die Frau. Ein Schauer durchrieselte ihn. Glenda war eine schöne Frau. Obwohl Hurt aus dem »gefährlichen Alter« heraus war, spürte er seinen Trieb, als er die Blicke über den Körper gleiten ließ.

Vor Wochen wäre ihm das nicht passiert, jetzt aber glaubte er fest daran, dass die Jugend und damit eine gewisse Kraft noch einmal in ihm erwachten.

Auch das hing mit den Opfern zusammen. Das Totengesicht schien sein Versprechen zu halten. Wenn das so weiterging, standen ihm noch herrliche Zeiten bevor. Er leckte sich über die Lippen, als er daran dachte. Das war einfach wunderbar, das war super, das war hervorragend, da würde er wieder im siebten Himmel schweben und alles so wunderbar finden.

Junge, glatte Frauenkörper, die er so lange vermisst hatte. Alles würde zurückkehren, und als er jetzt über den Körper der

Bewusstlosen strich, da malte er sich in seiner Fantasie die herrlichsten Dinge aus.
Leider musste er warten, und schlagartig erwachte er aus seinem herrlichen Traum.
Sie musste weg. Nur nicht hier liegen lassen. Das Haus und damit auch das Totengesicht brauchte sie.
Es waren zwei Wege, die hinführten. Einmal war es der offizielle, der aber vor einer verschlossenen Haustür endete, zum anderen war es der Schleichweg, den erst einmal nur er kannte. Es war der beschwerliche, denn er musste durch die Röhre kriechen, die unter dem Dünensand auf das Haus zuführte.
Der Beginn der Röhre lag nicht weit entfernt. Strauchwerk verdeckte diesen Eingang. Bisher war er noch nicht wieder entdeckt worden, denn in diesem Teil der Dünen legte man keine Rast ein.
Man spazierte hindurch, um an den Strand zu gelangen.
Der Mann drückte das Gestrüpp zur Seite. Er schuf eine Öffnung, packte die Frau, trug sie an den Eingang der Röhre und schob sie hinein.
Es war ein beschwerlicher Weg, den beide zurücklegen mussten, deshalb schaffte er noch den Teppich herbei und legte die Frau darauf. Er selbst verzichtete darauf, als er in die Röhre hineinkroch.
Man hatte vor Jahren einen unterirdischen Kanal geplant, weil es im Ort des Öfteren zu Überschwemmungen gekommen war. Die Realisation war allerdings aus Kostengründen unterbrochen worden, und so reichte die Röhre nur bis zum Haus an den Klippen.
Feuchtigkeit klebte an den Wänden und hatte dort einen grünlichen Film entstehen lassen, dessen Farbe nur im Licht eines Scheinwerfers zu sehen war, in der Finsternis jedoch schwarz wirkte.
Er musste zwischendurch kleine Pausen einlegen. Dann schaute er zurück. Das helle Loch des Eingangs war schon sehr klein geworden. Wenn er es nicht mehr sah, hatte er sein Ziel erreicht.
Das war seine Faustregel, an die er sich halten konnte. Hurt wunderte sich, dass es ihm leicht fiel, die Frau in dem Teppich durch die Röhre zu schieben. Er fühlte sich gut, auch wenn er sich anstrengen musste. Irgendwann griff er in die Tasche und tastete nach seiner kleinen Leuchte. Er holte sie hervor und ließ den Strahl nach vorn wandern. Ein trockenes Lachen drang aus seinem Mund, als er feststellte, wie gut er wieder einmal geschätzt hatte.
Vor ihm endete die Röhre in einem winzigen Raum, in dessen Decke sich ein Loch befand, durch das man die unterirdische Anlage verlassen konnte.
Die Leiter hatte sich James Hurt besorgt. Sie lehnte an der Wand.
Das Aluminium schimmerte im Licht der Lampe wie wertvolles Silber. Hurt schob die Frau so weit vor, bis sie in der Mitte des kleinen

betonierten Raums lag. Erst dann kümmerte er sich um die Leiter. Er hätte es auch ohne Leiter geschafft, die Öffnung zu durchklettern, doch mit seiner Last war das nicht so einfach. Da wollte er es sich so bequem wie möglich machen. Er legte die Leiter an, prüfte die Standfestigkeit und war zufrieden. Bei jeder Bewegung huschte auch der Lichtbalken durch die Finsternis. Er hatte die Lampe in seinen Gürtel festgeklemmt, das Licht teilte das Dunkel, und es sah aus, als würden helle Geister durch die Finsternis irren, immer nur für Momente, um dann schnell wieder zu verschwinden.

In dieser gespenstischen Atmosphäre fühlte sich der Mann wohl.

Früher wäre er davor zurückgeschreckt, heute aber wusste er, was er dem Totengesicht zu verdanken hatte.

Neben der bewegungslosen Frau kniete er nieder. Die Lampe hatte er gelöst. Er hielt sie so, dass der Strahl das Gesicht traf. Es war bleich, und die Frau sah aus wie eine Schlafende, die angenehm träumte, dabei lag sie in tiefer Bewusstlosigkeit.

Er war zufrieden. Bis auf die Druckstellen am Hals hatte sie keinen Schaden genommen. Wieder einmal würde das Totengesicht ein perfektes Opfer erhalten.

Beide Hände schob er unter den Körper und hob ihn mit einem Ruck an. Dabei drang ein Schnaufen aus seinem Mund. Im Moment war die Anstrengung groß. Er schwankte etwas, aber seine Kräfte reichten aus, um die Frau wieder über die Schulter werfen zu können.

Seit er mit dem Totengesicht paktierte, war er stärker geworden.

Glenda Perkins lag über seiner linken Schulter. Die rechte Hand brauchte er, um sich an der Leiter festzuhalten. Das Metall war stark, so einfach würde es nicht brechen. Etwas mühsam bewältigte er die schmalen Sprossen. Er brauchte nicht bis zur letzten hoch, denn dieses große Kellerloch ließ sich bereits auf halber Leiterhöhe erreichen.

Es ging alles glatt. Er schob die Frau in den Raum über dem unterirdischen Verlies. Ein feuchter Flecken Erde, kalt und ungemütlich. Dazu lichtlos. Er leuchtete deshalb in die Runde, als er hochgeklettert war.

Hurt spürte sofort das Andere. Nach außen hin war nichts zu sehen, ein dunkler Boden, ebenfalls dunkle Wände, eine schmale Steintreppe, die nach oben führte.

Ein Haus mit Keller hatte in dieser Gegend Seltenheitswert, aber das hier war auch kein richtiger Keller, mehr ein Fluchtweg und eine auf der Strecke gebliebene Verbindung mit der Kanalisation.

Der Lichtkegel zeigte nasse Wände, glitschige Stufen, die Hurt keuchend hochschritt, seine Last zog er diesmal hinter sich her. Die Treppe mündete nicht vor einer Tür. Der direkte Durchgang zum Haus lag frei, und Hurt schauderte zusammen, als er ihn durchschritt, denn er wusste, dass er nun ihr Refugium betreten hatte.

Ihre Welt, das Unheimliche darin, die Kälte, die nicht normal war. Sie legte sich auf seine Haut, sie war wie ein unsichtbarer Schatten, ein tödlicher Hauch aus dem Jenseits, der einfach nur herangekrochen war, um hier eine neue Heimat zu finden.

James Hurt legte seine Beute dorthin, wo das Haus überging in die Normalität. Da war der Boden gefliest, Wände und Decken mit Holz getäfelt.

Der Mann wäre gern geblieben, um der geisterhaften Erscheinung zu begegnen, doch er wollte es nicht auf die Spritze treiben.

Er wusste ja, dass sich das Totengesicht im Haus aufhielt, und dieses Wissen reichte ihm aus.

Einen letzten Blick warf er auf das Gesicht der dunkelhaarigen Frau. Wieder bedauerte er ein wenig ihr Schicksal, doch es hatte keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen. Er musste an sich selbst denken, das allein zählte.

Er hätte das weiße Haus auf den Klippen auch auf dem normalen Weg verlassen können, dieses Risiko aber wollte er nicht eingehen.

Man hätte ihn zu leicht sehen können, und das wäre nicht gut gewesen. Also ging er den Weg zurück, den er gekommen war.

Durch die Röhre, die seiner Ansicht nach schon einem langen Grab gleichkam.

Hurt war zufrieden, denn dem großen Ziel war er wieder einen Schritt näher gekommen…

***

Die Faust der Frau berührte meine Brust, aber sie hatte zuvor nicht zugeschlagen. Sie war mehr eine Geste ihres Willens gewesen, den sie nicht hatte in die Tat umsetzen können. »Wenn Sie hier nicht verschwinden, hole ich die Polizei.«

»Sie wiederholen sich, Madam. Aber darum möchte ich Sie doch bitten. Rufen Sie die Polizei an.«

Sie starrte mich an. Dabei musste sie den Kopf zurücklegen, um in mein Gesicht sehen zu können. Ihre Augen waren kalt, kein Funke Gefühl tanzte in den Pupillen. Das graue Haar sah wirr aus, als hätte sie sich die Haare gerauft, weil sie irgendwelchen Ärger befürchtete. Die zahlreichen Fältchen passten zu ihrem Gesicht, auch die schmalen Augen, nur deren Ausdruck gefiel mir nicht.

Er zeigte Hass.

Dabei hatte ich nur nach Glenda Perkins gefragt. Um sie ging es mir, sie hatte mich überhaupt erst auf diesen Fall aufmerksam gemacht, der uns an die englische Küste, nach Harrings-on-sea, geführt hatte.

Hier hatte eine Yard-Mitarbeiterin, eine gute Bekannte meiner Sekretärin, Urlaub gemacht. Fiona Finley hieß die Dame, und sie hatte Glenda Perkins in höchster Not angerufen, weil sie beim Spaziergang

am Strand eine Kinderleiche entdeckt hatte. Zudem hatte sie von einem weißen Haus auf den Dünen gesprochen und auch davon, dass sich hinter der Scheibe eines Fensters ein rotes Frauengespenst mit kalten, weißen Totenaugen gezeigt hatte.

Fiona Finley war völlig außer sich gewesen, war wieder zu ihren Pensionswirten – den Hurts – zurückgelaufen, hatte alles berichtet, und die hatten einen Suchtrupp aufgestellt. Das tote Kind war nicht gefunden worden. Es war weg gewesen, und man hatte Fiona für eine Spinnerin gehalten. Das war sie nicht. Noch in der Nacht hatte sie Glenda Perkins angerufen, ihr von ihren Erlebnissen berichtet, und Glenda hatte am anderen Morgen, einem Samstag, so lange auf mich eingeredet, bis ich mich mit ihr zusammen in den Rover gesetzt hatte und nach Harrings-on-sea gefahren war.

Was nun stimmte oder nicht, wussten wir nicht. Wir hatten uns getrennt. Glenda hatte zuerst zu der Familie Hurt gewollt, um mich anschließend in einem Café zu treffen.

Dort war sie aber nicht erschienen, als ich von meinem Rundgang am Strand zurückgekehrt war. Ein lebensgefährliches Erlebnis lag hinter mir. Ein Mann und seine beiden erwachsenen Söhne hatten mich unbedingt vertreiben wollen. Als sie das nicht schafften, war aus dem Sand eine Krallenhand erschienen, hatte sich an meinem rechten Fußgelenk festgehakt und es ziemlich malträtiert. Es war mir nicht gelungen, die Hand zu vernichten, ich wusste auch nicht, zu wem sie gehörte, sicherlich nicht zu einem Menschen, denn wer konnte schon im Sand existieren?

Ich war gewarnt. Meine anfängliche Skepsis, die diesen Fall betraf, war verschwunden, und ich wusste, dass in diesem idyllischen Ort einiges nicht stimmte.

Meine Sorge um Glenda war auch gewachsen, als ich sie im Café nicht angetroffen hatte. Auch die Verkäuferin hatte sich an sie nicht erinnern können, sie war also nicht dort gewesen. Deshalb ging ich davon aus, dass sie direkt zu den Hurts gefahren war, und dies musste auch stimmen, denn vor dem Haus hatte ich meinen Rover gesehen.

Nur Mrs. Hurt hatte sich quergestellt und mir zu erklären versucht, dass sie keine Glenda Perkins kannte.

So etwas konnte ich natürlich nicht akzeptieren. Trotz ihres Widerstandes hatte ich das Haus betreten, und wir standen uns nun gegenüber, wobei ihre Faust mich noch immer berührte.

»Wie war das noch mit der Polizei?«, höhnte ich.

Die Faust zuckte. Die Frau überlegte und kam auch zu einem Entschluss, denn sie trat einen Schritt zurück. »Es ist okay«, sagte sie, »es ist schon gut. Sie haben Glück.«

»Warum?«

»Ich bin allein.« Sie drehte sich um und betrat mit schnellen Schritten

ihr Wohnzimmer.

Ich zögerte noch. Im Flur war ich stehen geblieben. Dort standen einige Tische mit Stühlen dicht beisammen. Es war der Platz, wo auch die Gäste frühstückten. Eine Treppe führte nach oben, und es sah alles so normal und bieder aus, fast schon spießig, und nichts wies auf ein Treiben dämonischer Kräfte hin, doch ich durfte mich auf keinen Fall täuschen lassen. Hier war sicherlich einiges nicht in Ordnung. Hier brodelten gewisse Dinge unter der Oberfläche, und ich war derjenige, der ein Loch graben würde, um sie hervorzuholen.

Die letzten Stufen tauchten in das Dunkel des Flures ein. Ich ging davon aus, dass dort oben die Zimmer der Gäste lagen, und aus dem Wohnraum schallte mir die Stimme der Frau entgegen. »Was wollen Sie denn noch alles, verdammt?«

»Keine Sorge, ich komme schon.«

Mrs. Hurt hielt in der rechten Hand ein Glas, in dem eine wasserhelle Flüssigkeit schwappte. Ich roch den Gin. Sie trank einen Schluck, ließ das Glas sinken und reckte ihr Kinn vor.

»Wie heißen Sie eigentlich, Mister?«

»John Sinclair.«

»Ich kenne Sie nicht.«

»Kann ich mir denken. Zudem bin ich nicht von hier, sondern komme aus London.«

»Ach ja.«

»Sie haben viele Gäste aus London, wie?«

Mrs. Hurt hob die Schultern. »Nicht mehr als auch aus anderen Städten. Was soll die Frage?«

»Fiona Finley und Glenda Perkins stammten auch aus London. Das habe ich damit sagen wollen.«

»Was kümmert es mich?«

Ich hob die Schultern und ließ einen Blick über die spießige Einrichtung wandern. »Tja, was kümmert es Sie? Es sollte Sie aber kümmern, Mrs. Hurt. Die beiden haben bei Ihnen gewohnt, jetzt sind sie verschwunden. Das passt mir gar nicht.«

»Die kenne ich nicht.«

Ich verdrehte die Augen und seufzte zugleich. »Mein Güte, warum machen Sie es mir denn so schwer, Mrs. Hurt? Zum Teufel noch mal, weshalb lügen Sie?«

»Ich lüge nicht.«

»Der Wagen vor dem Haus gehört mir. Ich habe ihn Miss Perkins überlassen. Sie kam nicht allein in diesen Ort. Das hat sie Ihnen wahrscheinlich nicht erzählt. Deshalb möchte ich wissen, wo sie sich aufhält, verdammt!«

Dinah Hurt hob das Glas an und schlürfte den Gin, während sie mich beobachtete. »Sie war nicht hier«, behauptete sie dann wieder.

»Und was ist mit dem Wagen?«

»Den hat jemand hier abgestellt.«

Diese Behauptung war noch frecher als frech. Ich spürte, wie mir der Kamm schwoll, die Röte stieg mir ins Gesicht, und ich fühlte mich von dieser Frau mehr als nur auf den Arm genommen. Wenn sie bei ihrer Behauptung blieb, musste sie dafür verdammt gute Gründe haben.

»Abgestellt? Meinen Wagen?«

»Ja!« Sie leerte das Glas, stellte es zurück auf die Platte eines Holztisches.

»Sie haben die Person nicht zufällig gesehen?«

»Nein, Mister. Außerdem ist es durchaus möglich, dass Ihnen der Wagen gehört. Sie mögen ihn ja auch dieser… wie hieß die Frau noch gleich?«

»Glenda Perkins.«

»Ja, richtig. Klar, Sie haben ihr den Wagen überlassen. Vielleicht ist ihr etwas passiert… kann doch sein.« Sie hob die Schultern.

»Man liest schließlich sehr viel über Verbrechen. Schauen Sie nur in die Zeitungen, die sind voll davon. Verbrechen, wohin Sie auch schauen. Das ist doch schrecklich. Da fällt der Diebstahl eines Fahrzeugs kaum auf, denke ich.«

Sie war raffiniert, immer wieder suchte sie nach plausiblen Ausreden, um mir zu entwischen, ich aber ließ mich so leicht nicht aus dem Konzept bringen und gab zunächst einmal nach, als ich bemerkte. »Ja, da könnten Sie sogar Recht haben.«

»Wunderbar.« Dinah Hurt schien zu wachsen. Sie sah sich auf der Straße des Sieges.

»Reden wir also über eine andere Person.«

»Wen meinen Sie denn noch?«

Die Unwissenheit nahm ich ihr nicht ab. »Fiona Finley, Mrs. Hurt. Oder wollen Sie abstreiten, sie gekannt zu haben?«

»Nein, nein«, sagte sie überdeutlich, »das auf keinen Fall. Ich streite gar nichts ab.«

»Sie hat demnach bei Ihnen gewohnt.«

»Natürlich.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Abgereist!«

Diese Antwort überraschte mich nicht, weil ich damit gerechnet hatte. Es gab nur diesen Weg, und die Frau fühlte sich auch sicher, was mir ihr Lächeln zeigte.

»Wann denn?«, erkundigte ich mich leise.

»Heute Morgen. Schon in aller Frühe. Sie hat einen Anruf erhalten und musste weg.«

»Sie wissen nicht zufällig, wohin sie fuhr?«

»Nein, Mister Sinclair, das tut mir sehr Leid. Ich habe wirklich keine

Ahnung. Es ist… sagen wir … es ist auch nicht nötig, mir ein Ziel zu nennen. Schließlich bin ich nicht ihre Mutter. Sie hat nicht einmal gefrühstückt. Tja.« Mrs. Hurt hob die Schultern. »Sie können hier bei uns keinen Blumentopf gewinnen, Mister Sinclair. Das sollten Sie einsehen, denke ich. Sonst noch etwas?«

»Kommen wir wieder zurück zu Mrs. Perkins. Da sie mit Fiona Finley verabredet gewesen ist, denke ich, dass sie im Laufe der nächsten Zeit hier erscheinen wird. Deshalb möchte ich hier auf sie warten. Sie wird kommen, Mrs. Hurt.«

Plötzlich verlor sie ihre Sicherheit. Hände ballten sich zu Fäusten, wütend und böse zugleich schaute sie mich an. Es schien in ihr zu kribbeln, und sie sah so aus, als wollte sie jeden Augenblick auseinander platzen. Ich hörte sie scharf einatmen, sicherlich suchte sie jetzt nach einem Ausweg aus dieser Klemme, aber sie schaute schließlich zu Boden und legte dabei die Stirn in Falten.

Ich ging zum Fenster. In der Scheibe spiegelte sich nicht nur schwach meine Gestalt, ich konnte auch Mrs. Hurt sehen, die im Hintergrund stand und an ihrer Wut beinahe erstickte. Dass sie nach einem Ausweg suchte, stand fest, ich wartete nur ab, was sie tun würde. Zudem wunderte ich mich, dass sie allein war, denn die Pension betrieb sie zusammen mit ihrem Mann.

Als ich mich umdrehte, hatte sie sich entschieden. »Ich will, dass Sie gehen, Mister Sinclair. Ich will Sie hier nicht mehr sehen. Sie sind hier gegen meinen Willen eingedrungen. Was Sie getan haben, das ist Hausfriedensbruch.«

»Nein, das ist es nicht, Mrs. Hurt. Es besteht der berechtigte Verdacht, dass den beiden Frauen etwas zugestoßen ist. Ich will nicht sagen, dass sie einem Verbrechen zum Opfer fielen, aber ich kann es auch nicht ausschließen.«

Dinah Hurt glotzte mich ungläubig an. Dann schüttelte sie den Kopf. »Sie reden wie ein Polizist.«

»Das bin ich auch, Mrs. Hurt. Ich habe mich vorhin nicht ganz korrekt vorgestellt. Mein Name ist John Sinclair, und ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard!«

Zack, das hatte gesessen! Sie starrte mich an, sie bewegte ihre Lippen, ohne etwas zu sagen, und die sowieso schon blasse Gesichtshaut verlor noch mehr an Farbe. Die kleinen Augen schienen sich dabei tiefer in die Höhlen zurückzuziehen, und es war für sie gut, den Sessel in der Nahezu wissen, wo sie sich abstützen konnte. Ihre rechte Hand lag auf dem oberen Ende der Rückenlehne, die Finger drückte sie wie Krallen in den dicken Stoff.

»Pech für Sie, nicht wahr?«

»Wieso Pech?«

»Ich sehe es Ihnen an, Mrs. Hurt. Sie sind durcheinander. Die Polizei

scheint bei Ihnen nicht gerade den besten Ruf zu genießen. Oder haben Sie etwas zu verbergen?«

»Sicherlich nicht.«

»Dann können wir ja allem weiteren gelassen entgegensehen. Außerdem brauchen Sie meine Kollegen nicht mehr anzurufen. Hier«, ich holte meinen Ausweis hervor, »damit Sie ganz sicher sind. Ich gehöre tatsächlich der Yard-Truppe an.«

Hastig winkte sie ab. »Schon gut.« Sie wechselte das Thema. »Ich brauche noch einen Drink.«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

Der Gin gluckerte aus dem Flaschenhals in das Glas. Ich sah, dass ihre Hand zitterte. Sie stillte die Flasche hin, nahm einen Schluck und ließ sich in einem Sessel nieder.

Ich setzte mich ebenfalls. Ein Stuhl stand bereit. Meine Arme legte ich verschränkt auf die Lehne. »Sieht nicht gut für Sie aus, Mrs. Hurt, glauben Sie mir.«

»Was soll denn nicht gut aussehen?«

»Ihr Lügengebilde zerreißt allmählich. Fiona Finley war hier, Glenda Perkins ebenfalls, das weiß ich. Und von Ihnen will ich wissen, wo sie sich befinden.«

Dinah Hurt hob die Schultern. »Tut mir Leid, aber ich habe keine Ahnung, Mister Sinclair.«

»Warum lügen Sie?«

Die Frau schwieg.

»Welcher Druck lastet auf Ihnen?«

Mrs. Hurt schwieg noch immer.

Ich fragte weiter. »Wo befindet sich Ihr Mann?«

»Er ist weg.«

»Kommt er wieder?«

Sie hob die Schultern.

»Wann ist er zurück?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wohin ist er gegangen?«

Sie zog die Mundwinkel schief. »Fragen Sie ihn das, wenn er zurückgekehrt ist.«

»Das werde ich auch. Dann möchte ich noch etwas wissen. Mir sind am Strand drei Männer begegnet, ein Vater mit seinen beiden erwachsenen Söhnen. Ich sah sie bei den Strandkörben. Sie haben sich nicht eben nett mir gegenüber benommen. Wer sind diese drei?«

»Sie leben hier und vermieten Strandkörbe.«

»Aber Fremde mögen sie wohl nicht?«

»Wieso?«

»Sie wollten mich verprügeln.«

»Das ist nicht mein Problem. Vielleicht haben die Durbans Sie für

einen Dieb gehalten, sie sind etwas eigen, besonders der alte Glenn ist schon ein Sonderling.«

»Das glaube ich nicht. Wahrscheinlich hat es ihnen nicht gepasst, dass ich mich für das weiße Haus auf den Dünen interessierte.«

Zum ersten Mal hatte ich dieses Gebäude erwähnt, und ich sah, wie die Frau erschrak. Meine Bemerkung hatte ihr überhaupt nicht gepasst, sie wirkte plötzlich nervös und versuchte auch, meinem forschenden Blick auszuweichen.

»Was ist mit dem Haus, Mrs. Hurt?«

Für eine schlichte Antwort ließ sie sich viel Zeit. »Es steht leer, das haben Sie doch gesehen.«

»Stimmt. Nur denke ich darüber nach, ob es auch tatsächlich leer ist, verstehen Sie?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Es gibt Geschichten darüber. Könnte es nicht sein, dass es trotz allem bewohnt ist?«

»Niemand lebt darin.«

»Ich denke auch nicht an Menschen.«

Sie wollte lachen, so ganz gelang ihr das nicht. »An wen denken Sie denn, Mister?«

»Bestimmt nicht an Tiere.«

Sie grinste mich an »Das kann ich mir vorstellen. Aber ich kann Ihnen nicht folgen und…«

»Geister!«

»Hä, wie?«

Obwohl Mrs. Hurt so tat, als hätte sie mich nicht verstanden, entnahm ich ihrer Reaktion, dass sie genau wusste, um was es ging, denn ihre Haltung verkrampfte sich. Sie kam mir vor, als hätte sie einen Schock erlitten. Ihre Augen bewegten sich, doch sie wusste nicht, wohin sie schauen sollte, weil sie einfach zu nervös und überrascht war.

»Geister sind nicht normal, Mrs. Hurt. Man findet sie nicht überall und in jedem Haus, aber es gibt sie. Sie sind existent, und ich habe das Gefühl, als wäre das Haus auf den Dünen von einem Geist bewohnt.«

Wieder lachte sie, wieder klang es unecht. Auch ihre Antwort sollte Spott enthalten, was sie aber nicht schaffte. »Geister… Sie sind verrückt! Wallewalle Gespenster, wie?«

»Nein.« Ich blieb ernst. »Eher eine rote Frau mit weißen, kalten Totenaugen.«

Dinah Hurt schwieg. Sie presste die Lippen zusammen und senkte den Blick. Starr schaute sie auf ihre Knie. Schweiß lag auf ihrer Stirn wie ein Perlenmuster, und ich schoss einen erneuten Pfeil in die einmal gerissene Wunde. »Sie kennen sich also aus.«

»Ich weiß gar nichts.«

»Auch nicht über das Haus?«
»Es ist leer.«
»Warum?«
»Niemand will so nahe am Rand der Dünen leben. Eine große Sturmflut, und das Haus wird mitgerissen, Mister Sinclair.«
»Das also ist der Grund.«
»Genau. Nicht mehr und nicht weniger. Wollen Sie sonst noch etwas wissen?«
»Ich würde mich gern einmal in dem Haus umsehen, nachdem ich Mrs. Perkins gefunden habe.«
Meine Bemerkung hatte sie lächeln lassen, und diese Tatsache wiederum stieß mir säuerlich auf und ließ mich misstrauisch werden. Wer so lächelte, verspürte einen Triumph. Mir kam dabei der Gedanke, dass sich Glenda möglicherweise in diesem Haus aufhielt, und zwar nicht ganz freiwillig. Alles war möglich.
»Wem hat es denn gehört?«
»Den Durbans.«
»Ach, sieh an, diesen netten Menschen…«
»Ja, sie haben dort gelebt. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich habe es nie betreten, denn wir hatten nicht das Vergnügen, von den Durbans eingeladen zu werden.«
»Danke für die Auskünfte. Was ist eigentlich mit dieser roten Frau und den kalten…?«
»Es gibt sie nicht.«
»Denken Sie, dass es ein Hirngespinst gewesen ist?«
»Ja, eine Einbildung. Ich glaube nicht an Geister, Mister Sinclair. Was Sie tun, ist mir egal.«
»Dann kann ich mir das Haus ja ansehen, denke ich.«
»Wie Sie wollen.«
»Aber zuvor möchte ich etwas anderes sehen.«
»Und was?«
»Das Zimmer der Fiona Finley.«
Dieser Wunsch passte ihr nicht, denn die Frau saß plötzlich bewegungslos im Sessel. Sie starrte mich an, als wollte sie prüfen, ob ich diesen Wunsch auch ernst gemeint hatte.
»Was ist?«
»Nein, Sie…«
»Sagen Sie nicht wieder, dass sie hier nicht gewohnt hat, dann bin ich nämlich sauer.«
»Das habe ich auch nicht gemeint.«
»Wie schön. Was dann?«
Sie tat sich schwer mit einer Erklärung. Oder sie schauspielerte.
So genau konnte ich das nicht feststellen. »Es ist natürlich so, ich habe da noch nicht aufgeräumt.«

»Macht überhaupt nichts, Mrs. Hurt. Ich bin keine pingelige Putzfrau, verstehen Sie?«

»Es ist dort nichts. Sie hat ihr Gepäck…«

»Wollen Sie das bitte mir überlassen, Mrs. Hurt? Ich bin nicht irgendwer. Hier geht es höchstwahrscheinlich um schwere Verbrechen. Ich als Polizist habe nun mal die Aufgabe, sie aufzuklären. Nicht mehr und nicht weniger.«

Sie schaute mich ziemlich lange an. Als sie dann sprach, wunderte ich mich schon. »Also gut, gehen Sie hoch.«

»Wie? Allein?«

»Ja, ich habe nichts zu verbergen. Es ist in der ersten Etage, die dritte Tür auf der rechten Seite. Dort hat Fiona Finley ein Zimmer belegt. Die Tür ist offen.«

»Danke.« Ich erhob mich aus dem Sessel, nicht vergessend, was sie so locker dahingesagt hatte. Ich wunderte mich, dass sie so reagierte, denn zuvor hatte sie mich ganz anders behandelt. Irgendetwas stimmte hier nicht, das sagte mir mein Gefühl. Ohne einen weiteren Kommentar abzugeben, ließ mich Dinah Hurt ziehen. An der Tür drehte ich mich kurz um. Sie hatte ihren Platz nicht verändert und blickte mir nach. Ihr Gesicht blieb starr, die Augenbrauen waren in die Höhe gezogen. Sie lagen wie schwache Schatten auf der hellen Stirn.

Mein Misstrauen blieb. Ich glaubte daran, dass mich in dem Zimmer nicht nur Unordnung erwartete, sondern auch etwas anderes, von dem Mrs. Hurt hoffte, dass es stärker war als ich.

Sonst hätte sie mir nicht die Erlaubnis gegeben, hinaufzugehen.

Meine Schritte hinterließen kaum Geräusche auf der Treppe, da ich langsam ging und mich so behutsam wie möglich bewegte. Ich ging hinein in eine bedrückende Stille, die so gar nicht zu einer Pension passen wollte, aber hier waren eben keine Gäste zu finden.

Auch aus dem Erdgeschoss hörte ich kein Geräusch. Wahrscheinlich hockte die Wirtin noch immer starr wie eine Statue im Sessel und dachte über mich nach.

Vor mir lag der Flur. Er war ziemlich schmal. Die Dunkelheit gefiel mir nicht, deshalb schaltete ich das Licht ein. Zwei Lampen brachten Helligkeit, und ich entdeckte die Tapete mit den kleinen Frühlingsblumen als Muster an den Wänden.

Nichts störte, alles war normal, auch der dünne Teppichboden unter mir, über den meine Schritte schleiften. Die dritte Tür auf der rechten Seite, ich hatte es genau behalten. Zwei Türen passierte ich, vor der dritten blieb ich stehen.

Sie sah auch nicht anders aus als die beiden vorherigen. Nischenartig in die Wand gebaut, braune Flächen, normale Türklinken aus Metall. Es blieb alles so schrecklich still, und diese Ruhe hatte sich wie Dampf um mich gelegt. Über meinen Rücken rann ein Kribbeln. Das Licht im

Flur kam mir gedämpfter vor, es flackerte plötzlich, dann verloschen die Lampen.

Ich wartete. Sekunden verstrichen.

Von unten her hörte ich die Stimme der Wirtin. »Sind Sie noch da, Mister Sinclair?«

»Ja.«

»Augenblick, ich drücke die Sicherung wieder hinein. Meine Kaffeemaschine ist wohl defekt, sie hat für das kleine Malheur gesorgt. Kein Grund zur Panik.«

Sollte ich ihr das glauben? Im Prinzip nicht, denn ich nahm an, dass sie an der Sicherung gespielt hatte. Die Lampen leuchteten wieder auf, die Normalität hatte mich wieder.

Ich öffnete die Tür.

Dabei ging ich vorsichtig zu Werke, denn ich war auf böse Überraschungen gefasst. Beinahe schon davon enttäuscht, dass es nicht passierte, setzte ich meinen Fuß über die Schwelle und betrat ein relativ kleines Zimmer. Die dunklen Möbel ließen das Zimmer noch kleiner und düsterer erscheinen. Es war unaufgeräumt und wurde von dem wuchtigen Schrank beherrscht. Gegenüber lag das Fenster.

Klares Küstenlicht fiel herein. Nach und nach sah ich mir das Bett, den Stuhl, den kleinen Nachttisch und den Schrank an.

Hier also hatte Fiona Finley gewohnt.

Eigentlich wusste ich nicht so genau, was ich hier genau finden wollte. Ich hatte schon an irgendwelche Kampf- oder auch Blutspuren gedacht, das musste ich wohl mehr in das Reich der Fantasie abschieben, denn von beiden Dingen sah ich nichts.

Und doch störte mich etwas.

Schon beim Eintritt war es mir aufgefallen. Ich hatte nicht so sehr darauf geachtet, denn der Rundblick war mir einfach wichtiger gewesen. Nun achtete ich auf die Temperatur…

Sie passte nicht zu dem Wetter draußen und nicht zu den Verhältnissen im Raum. Sie lag einfach zu niedrig. Ein leichter Kältestrom war spürbar, nur gab es in diesem Haus keine Klimaanlage.

Doch die Kälte musste eine Ursache haben.

Ich blieb ungefähr in der Mitte des Raumes stehen und drehte mich dort langsam um.

Nichts veränderte sich. Alles blieb gleich. Ich wusste nicht, was mich störte, bis mein Blick auf den Schatten an den Schrankseiten verharrte.

An der linken Seite bewegte sich etwas.

Ich hielt den Atem an.

Der Schatten selbst konnte es nicht sein, es musste ein Gegenstand, eine Person sein, die sich dort verborgen hielt und von mir noch nicht entdeckt worden war.

Kein Laut war zu hören.
Ich wollte meine Waffe ziehen, als sich etwas aus dem Halbdunkel löste. Ein kindliches, aber hässlich klingendes Kichern schwang mir entgegen. Einen Moment später bekam ich vor Staunen und Überraschung große Augen, denn was sich da neben dem Schrank gelöst hatte, war ein kleines Wesen, ja, ein Kind.
Fiona Finley hatte am Strand ein totes Kind gesehen.
Und jetzt stand es vor mir!

***

Glenda Perkins wunderte sich selbst über die keuchenden Laute, die sie produzierte. Immer wieder riss sie den Mund auf und schnappte nach Luft. Sie wollte endlich durchatmen, denn noch immer hatte sie den Eindruck, als würde ihr Hals von einem Kranz aus Stacheldraht malträtiert, dessen Spitzen bereits zahlreiche Wunden gerissen hatten.
Bei jedem Luftholen schmerzte ihre Brust. Das Herz schlug schneller, es pumpte, es arbeitete, und sie hatte große Mühe, sich wieder zurechtzufinden. Es fiel ihr zudem schwer, einen klaren Gedanken zu fassen und über das nachzudenken, was in der Vergangenheit geschehen war.
Fest stand, dass sie sich nicht mehr dort befand, wo man sie überwältigt hatte. Sie umgab eine fremde Umgebung, womit sie nicht behaupten wollte, dass ihr die andere Umgebung weniger fremd gewesen wäre, aber diese hier kannte sie gar nicht.
Bei ihren ersten Eindrücken hatte Glenda sie schlichtweg als steril empfunden und zunächst daran geglaubt, sich in einem Krankenzimmer zu befinden. Wahrscheinlich deshalb, weil auch hier die Wände weiß waren. Merkwürdigerweise war das Zimmer leer.
Keine Möbel waren auch im nächsten Zimmer. Die Tür stand offen, und Glenda hatte hineinschauen können.
Keine Möbel!
Nur diese weiße Leere. – Glenda fielen die abgenagten weißen Knochen ein…
Sie fröstelte. Ein ähnliches Gefühl durchzog auch ihr Inneres. Der Hals schmerzte, und sie konzentrierte sich genau darauf.
Ihr fiel ein, wer sie überwältigt hatte. Letztendlich war es nicht der Mann gewesen, sondern ein Kind.
Tot? Untot? Ein Zombie-Balg? Oder möglicherweise eine Puppe, die lebte?
Dieses Wesen jedenfalls hatte schreckliche Hände gehabt. Zwar Finger, doch bei ihnen stimmte mehr der Vergleich mit scharfen, spitzen Krallen, die auch ihre Haut nicht verschont und kleine Wunden hinterlassen hatten. Glenda tastete ihren Hals noch einmal ab. Einige Wunden waren feucht, auf anderen hatte sich bereits eine

Kruste gebildet.

Bei ihrem Erwachen hatte sie sich auf dem aus Brettern und Bohlen bestehenden Fußboden wiedergefunden. Sie war dann zu einer Wand gekrochen, hatte sich aufgerichtet und lehnte nun an dem Holz, das ihr eine gewisse Sicherheit gab.

Es hätte ihr den Umständen entsprechend schlechter gehen können, und so musste sie zufrieden sein, dass sie noch lebte. Wie kam sie hierher? Wer hatte sie gebracht!

Das Kind etwa?

Daran wollte sie nicht glauben. Glenda nahm an, dass dieses fürchterliche Wesen Helfer hatte, und zwar das Ehepaar Hurt.

Sie war reingelegt worden, und sie war sicherlich nicht die Einzige gewesen.

Fiona Finley!

Siedend heiß fiel ihr der Name der Freundin und Kollegin ein. Ihretwegen war sie überhaupt nach Harrings-on-sea gekommen. Bisher hatte sie von Fiona noch keine Spur entdeckt.

Da war etwas faul.

Verdammt faul sogar…

Plötzlich durchzog sie das Gefühl der Furcht. Wobei es nicht so sehr um Glenda persönlich ging, sie dachte auch an Fiona, und sie konnte sich vorstellen; dass etwas Schreckliches mit ihr geschehen war.

Für einen Moment schloss sie die Augen. Sie wollte diese weißen Wände, den Boden und auch die Decke nicht mehr sehen. Es erinnerte sie alles zu sehr an einen bleichen Tod, aber sie musste zugeben, dass sie sich dem nicht entziehen konnte.

Glenda gehörte nicht zu den ängstlichen Frauen. Sie stand mit beiden Beinen mitten im Leben, und sie verstand es auch, ihre Ängste zu rationalisieren, in verschiedene Bahnen zu lenken, denn so etwas half gegen eine aufsteigende Panik.

Sie überlegte, was sie tun würde, wenn jemand kam. Die Antwort war deshalb so einfach, weil sie auf der Hand lag.

Flucht!

Raus aus diesem verdammten Haus, in dem sie nur die Kälte des Todes erwartete.

Deshalb stand sie auf.

Fenster gab es genug, Türen ebenfalls. Sie lief auf das nächstliegende Fenster zu, hatte dabei doch etwas Schwierigkeiten mit dem Kreislauf, denn sie hatte das Gefühl, über eine nach rechts gekippte, schräge Ebene zu gehen.

Vor dem Fenster blieb sie stehen. Ein herrlicher Blick. Eine wunderschöne Aussicht von oben herab auf den Strand und das Wasser. Das Meer wirkte irgendwie schwermütig auf sie. Wolken segelten über den Himmel, und die Sonne hatte sich auch

zurückgezogen.
Das Fenster öffnen und…
Nein, das ging nicht, denn sie entdeckte keinen Griff. Wenn sie hinauswollte, würde ihr nichts anderes übrigbleiben, als die Scheibe einzuschlagen.
Glenda trat einen Schritt zurück und dachte nach. Wieder versuchte sie, die Furcht in einen Kanal zu leiten. Sie dachte daran, was sie tun würde, wenn jetzt jemand kam.
Wie sollte sie sich wehren?
Da fiel ihr ein, dass dieses weiße Haus auf den Klippen ziemlich groß war. Es gab noch andere Zimmer, außerdem eine weitere Etage. Möglicherweise fand sie dort einen Ausweg, denn etwas unternehmen wollte sie auf jeden Fall.
Da Glenda trotz ihrer angespannten Lage ziemlich rational dachte, fiel ihr auch etwas anderes ein. Plötzlich fragte sie sich, weshalb man sie in dieses Haus geschafft hatte? Bestimmt nicht zum Spaß, da musste es einen Grund geben.
Welchen?
Sollte sie zur Gefangenen werden und hier vermodern? Oder wollte man sie töten? Wenn ja, wer? Sie dachte wieder an Fiona und an deren informationsreiches Telefongespräch. Fiona hatte von diesem weißen Haus auf den Dünen erzählt und auch von der Gestalt, die sie hinter einem der Fenster entdeckt hatte.
Eine rötlich schimmernde, geisterhaft wirkende Frau mit kalten, hellen Totenaugen.
Glenda schluckte. Schweiß stand auf ihrer Stirn. Ein Frösteln schüttelte sie. Jetzt konnte sie sich vorstellen, weshalb sie in das Haus geschafft worden war. Sie sollte ein Opfer dieses verdammten Geistes werden. Er sollte sie töten, wie er möglicherweise auch Fiona getötet hatte.
So schnell wie möglich weg! Aber wie?
Glenda verließ das Zimmer. Erst jetzt fiel ihr auf, wie laut ihre Schritte auf dem Holzboden klangen.
Glenda erreichte das Zimmer nebenan. Es war ebenso leer wie das ihre. Sie ging auf eine Tür zu. Diesmal erreichte sie einen Flur.
Er war nicht einmal weit von der Haustür entfernt. Sie schlich ihn entlang und sah, dass dieser so helle Gang in einer relativ großen Diele endete, die direkt hinter der Eingangstür begann.
Diese Räume kannte jedes kleine Kind aus den zahlreichen amerikanischen TV-Serien. Sie waren oft genug der Treffpunkt der Familien, denn von hier aus führte die Treppe, oftmals in einem weiten Bogen, nach oben.
So war es auch hier.
Nur bewegten sich hier keine Menschen. Sie sah auch keine Möbel,

bis auf eine Kleinigkeit.
Etwa in der Mitte zwischen Eingangstür und Treppe lag eine Gestalt verkrümmt auf dem Boden, und Glenda musste nicht erst ein zweites Mal hinschauen, um zu wissen, wen sie vor sich hatte.
Es war ihre Kollegin Fiona Finley, und sie war tot!

***

Glenda Perkins war im ersten Moment nicht mehr in der Lage, sich zu bewegen. Sie kam sich vor wie eine Figur, die jemand in den großen Flur hineingestellt und später dann vergessen hatte.
Irgendwie hatte sie ja damit rechnen müssen, dass Fiona etwas geschehen war, sie aber jetzt so starr vor sich liegen zu sehen, zerrte schon an ihren Nerven.
Glenda schluckte. Sie hatte den Kopf gesenkt. Über ihren Hals glitten Hände mit eisigen Fingerkuppen hinweg, die Kälte des Todes erreichte auch sie, die Lebende.
Glenda wusste nicht, wie lange sie unbeweglich auf der Stelle gestanden hatte. Ihr Blick war einzig und allein auf den toten Körper gerichtet. Sie starrte ihn an, sie wusste auch, dass er nicht mehr so war wie früher, aber sie konnte nicht erkennen, was sich bei ihm verändert hatte.
Glenda musste sich schon einen inneren Ruck geben und die Grenze überwinden, bevor sie sich in Bewegung setzen konnte.
Auch wieder so leise wie möglich schritt sie dem leblosen Körper entgegen, und als sie ihn fast erreicht hatte, da sah sie den feinen Nebel, der eine Wolke über der Toten bildete.
Er sah aus wie Rauch, und er war auch aus der Haut der Leiche gedrungen. Als wären letzte Seelenfetzen dabei, den starren Körper zu verlassen.
Glenda erlebte ein Stück Hölle live. Grauen pur. Sie war allein, und sie war es doch nicht. Es kostete sie eine wahnsinnige Überwindung, in die Knie zu gehen, um näher an die tote Kollegin heranzukommen. Fiona lag auf der Seite, das Gesicht auf dem Boden, und ihre einstmals so dichten, braunen Haare bestanden nur mehr aus einem grauen Gestrüpp.
Glenda fürchtete, dass sie etwas Schreckliches sehen würde, wenn sie in das Gesicht schaute. Aber sie wollte auch diesen letzten Schritt gehen und drehte den starren Körper herum.
Sie blickte in das Gesicht.
Ein leiser Schrei, dann der Biss auf die Unterlippe, um einen weiteren Laut zu ersticken. So und nicht anders reagierte Glenda, als sie in das hineinschaute, was einmal ein Gesicht gewesen war.
Jetzt war es keines mehr, sondern nur mehr eine verbrannte… oder was war es überhaupt für eine Masse? Glenda ekelte sich davor, denn

die Haut war nicht verbrannt, auch wenn sie fast so aussah. Sie war einfach nur schrecklich gealtert. Sie bestand aus zahlreichen Falten, Runzeln, Vertiefungen, aus Schatten und auch aus helleren Flecken. Sie war zusammengerückt und an anderen Stellen geglättet, und ebenso stumpf wie die Haut im Ganzen wirkten auch die Augen.

Es war nicht mehr vorstellbar, dass sie einmal gelebt hatte.

Glenda stöhnte auf. Ihre Augen brannten. Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Irgendwann brach auch bei ihr der Panzer der Beherrschung, und das hatte nichts damit zu tun, ob sie nun eine Frau war oder nicht.

Sie ging davon aus, dass Fiona in diesem grauenvollen und so leer wirkenden Haus gestorben war.

Durch wessen Hand?

Wer existierte hier? Wer geisterte durch die kalten, weißen, leeren Räume? Sie konnte sich selbst keine Antwort geben, aber ihre Furcht war wie ein Ballast, der auf sie niederdrückte.

Die Person mit den Totenaugen. Das rote Gespenst, diese unheimliche Mörderin. Keine andere kam für sie in Frage. Wer sonst hätte dieses verdammte Haus schon betreten sollen? Menschen sicherlich nicht, denn die Einheimischen mieden derartige Stellen.

Glenda fiel ein, dass die Tür nicht weit entfernt war. Vielleicht ein Fluchtweg, doch ihre Hoffnung sank sehr schnell zusammen, als sie sich drehte und der Tür einen Blick zuwarf. Die hatte weder eine Klinke noch einen Knauf.

Einfach glatt und verschlossen war sie.

Fenster glotzten sie mit ihren eckigen Scheiben an wie veränderte Augen aus dem Totenreich. Sie schienen sich über sie lustig zu machen, und die Frau hatte das Gefühl, als wären die Scheiben dabei, sich zu bewegen und nach innen gerichtete Wellen zu schlagen.

Hier lief einiges verkehrt. Das Haus war eine mörderische Falle, und Glenda zog sich mit vorsichtigen Schritten zurück.

Vielleicht gab es eine Fluchtmöglichkeit über die Treppe.

Etwas kratzte über das Holz!

Glenda erstarrte in der Bewegung. Sie hatte sich nicht getäuscht, das Kratzen war deutlich genug gewesen, als wäre jemand dabei, Lack am Holz zu entfernen.

Sie blickte automatisch auf die Tote, die aber hatte sich nicht gerührt, denn sie war kein Zombie.

Wer hatte dann gekratzt?

Glenda sah die Treppe hoch. Etwas bewegte sich über das Geländer hinweg.

Es war schlecht zu erkennen, nur als Glenda abermals das Kratzen vernahm, da wusste sie, dass es eine Hand war.

Zum zweiten sah sie einen rötlichen Schein.

Er hatte sich ausgebreitet und floss die Stufen hinab. Nein, es war eigentlich kein direkter Schein, sondern mehr eine Gestalt, die nach unten kam. Ein Gespenst, ein Geist…

Glenda hielt den Atem an. Sie wusste genau, dass sie dem Gespenst mit den Totenaugen nicht entrinnen konnte…

***

Kaum hatte der Polizist das Zimmer verlassen, da bewegte sich Dinah Hurt so lautlos wie möglich auf die Zimmertür zu. Sie blieb so stehen, dass sie vom Flur aus nicht entdeckt werden konnte. Als er den oberen Flur erreicht hatte, huschte sie wiederum leise in die Küche zum Sicherungskasten. Sie wusste, dass der Polizist im Flur das Licht einschalten würde, und sie wollte ihn erschrecken.

Deshalb manipulierte sie an der Sicherung herum und auch an einem Schalter.

Das Licht verlosch.

Sie freute sich diebisch. Es war ja so einfach, den Menschen Furcht einzujagen, da bildete auch ein Polizist keine Ausnahme. Er rief etwas, sie beruhigte ihn, sprach von einer defekten Kaffeemaschine und hoffte, dass er ihr glaubte.

Dieses Spielchen hatte sie nicht allein aus Spaß mit ihm getrieben, sie hatte einen Aufschub erreichen wollen. Es war sehr wichtig für sie, Zeit zu gewinnen. Da konnten aus Sekunden Minuten werden, und die brauchte sie auch, um ihrem Mann die Chance zu geben, rechtzeitig genug zurückzukehren.

Sie wusste ja, wo er war, und sie hoffte, allein mit ihm sprechen zu können.

Sinclair würde seine Überraschung erleben. Die kleine Susy Carter würde ihm an die Kehle fahren und seinen Hals zerreißen.

Zumindest hoffte sie es. Sollte er es trotz allem schaffen, das Zimmer normal zu verlassen, musste bereits die nächste Falle aufgebaut worden sein. Allein traute sie sich das nicht zu, dafür brauchte sie ihren Mann, der sicherlich nicht mehr lange wegbleiben würde.

Deshalb verließ Dinah die Küche. Auf Zehenspitzen schlich sie der Haustür entgegen. Sie wollte James vor dem Haus erwarten und ihn auch dort in die neue Lage einweihen.

Der Schlüssel steckte in ihrer Tasche. Sie konnte sich nicht aussperren. Mit der gebotenen Vorsicht öffnete sie die Haustür. Sinclair sollte kein verdächtiges Geräusch hören.

Dinah Hurt schlüpfte aus dem Haus. Sofort fror sie, denn der Wind war kälter geworden. Er hatte gedreht, die seltsame Wärme der letzten Tage war durch ihn vertrieben worden. Er wehte nicht mehr aus westlicher, dafür aus nördlicher Richtung.

Sie verschränkte die Arme so vor dem Körper, dass es aussah, als

wollte sie sich selbst umarmen.
Ihr Blick fiel in die leere Straße hinein. Hier am Ende des Ortes war außerhalb der Saison nicht viel los. Einige Häuser waren verlassen, denn sie gehörten Städtern, die sich an der Küste ihre Refugien der Freiheit geschaffen hatten.
Rollos waren vor die Fenster gezogen, die Haustüren verschlossen. TV-Antennen wippten im Wind, und manche Vorgärten sahen etwas verboten aus. Sobald die Saison begann, würde sich dies alles ändern. Ein Nachbar rollte vorbei. Der Mann saß auf einem alten Fahrrad und winkte der Frau zu. Es war der alte Roody, der jeden Abend zum Strand fuhr.
Ihr Mann kehrte nicht zurück.
Dinah wurde allmählich nervös. Immer wieder schaute sie auf die Uhr, aber die Zeit konnte auch sie nicht beeinflussen. Ihr Blick war nach links gerichtet, denn von dort kam er immer, und als seine Gestalt sichtbar wurde, atmete sie heftig auf.
Endlich!
Dinah winkte hastig. James verstand das Zeichen. Er lief schneller. Der auf seiner Schulter liegende Teppich bewegte sich dabei hektisch auf und nieder. Als er durch den Vorgarten lief, zeichnete Verwunderung sein Gesicht.
»Warum stehst du hier draußen vor der Tür?«
»Das werde ich dir gleich sagen.«
»Hier?«
»Ja.«
Hurt ließ den Teppich sinken. Er schaute sich um, hob die Schultern und verstand die Welt nicht mehr. Seine Frau stellte fest, dass er ziemlich mitgenommen aussah. Er hatte einiges hinter sich, und die Dinge schienen nicht so glatt gelaufen zu sein, wie er es sich vorgestellt hatte. Noch immer voller Hektik steckend, strich er über sein Gesicht, nahm dann ein Taschentuch und wischte den Schweiß ab. »Jetzt sag endlich, was passiert ist, verdammt.«
»Es ist jemand gekommen.«
»Ach – noch einer?«
»Ein Mann, ein Bulle, James!«
Hurt sah aus, als hätte er einen Tiefschlag erhalten. Er krümmte sich, die Augen quollen ihm aus den Höhlen, und seine Mundwinkel zuckten.
»Was will der denn hier? Wieso ist er gekommen? Er kann keinen Verdacht haben.«
»Hat er aber.«
»Weißt du mehr?«
»Ja, es geht um diese Perkins. Sie und er gehörten zusammen.«
Dieser zweite Hammer war für Hurt noch schwerer zu verkraften. Er

musste sich an der Tür abstützen, sein Gesicht verlor an Farbe, und Dinah sah ein, dass sie jetzt gefordert war. Sie musste das Ruder in die Hand nehmen. Mit etwas Schadenfreude dachte sie daran, dass Frauen doch die stärkeren Personen im Leben waren, wenn es darauf ankam.

»Wir gehen erst mal hinein«, sagte sie leise, »und…«

»Wo wartet er?«

»Ich habe ihn nach oben geschickt.«

»In… in … das Zimmer?«

Dinah nickte heftig. »Ja, in das Zimmer, wo eine große Überraschung auf ihn wartet.«

»Die schafft ihn?«

»Ich weiß es nicht. Dieser Kerl machte mir nicht den Eindruck, als würde er sich die Butter vom Brot nehmen lassen. Der ist ganz schön auf zack, denke ich.«

»Was ist, wenn er gewinnt?«

Dinah Hurt grinste kalt. »Dann wird er nach unten kommen, und darauf warten wir.«

»Wieso?«

»Wir werden ihm eine Falle stellen, so einfach ist das. Aber dazu brauche ich dich. Er hat dann zu viel gesehen, er muss sterben, James. Er ist ein gefährlicher Zeuge.«

»Ja, das denke ich auch.«

Mrs. Hurt schob den flachen Schlüssel in das Schloss und drehte ihn. Die Tür sprang auf, als sie dagegen drückte, und das Ehepaar betrat auf leisen Sohlen den Flur. Den Teppich hatte James vor dem Haus liegen gelassen. Er hasste ihn plötzlich. Er ärgerte sich auch darüber, dass seine Hände zitterten. Die Nerven lagen plötzlich blank wie bei Fußballspielern, die gegen den Abstieg kämpften.

Dinah drehte ihm das Gesicht zu. Sie legte einen Finger auf die Lippen, und ihr Mann verstand. Dann nahm sie seine Hand. Wie ein kleines Kind führte sie ihn auf leisen Sohlen quer durch die Diele auf die Küchentür zu, die nur angelehnt war. Zum Glück quietschte sie nicht, als sie aufgestoßen wurde, beide schlüpften in den verhältnismäßig großen Raum, der sich in einem seitlichen Anbau des Hauses befand. Dinah brauchte einfach eine große Küche, wenn sie das Frühstück für die Pensionsgäste am Morgen vorbereitete.

»Und jetzt?«

Sie führte ihren Mann weiter. Dann drückte sie ihn auf einem Stuhl nieder. Er konnte die Arme auf den Tisch legen, was er auch tat.

»Was ist denn?«

»Wie gut fühlst du dich?«

Hurt schüttelte den Kopf. »Was soll das? Das hast du mich nie…«

»Pssst… nicht so laut.« Sie schaute ihrem Mann in die Augen.

»Du musst dich etwas zurückhalten.«

»Okay, mach ich ja. Du bist der Boss im Augenblick. Ich weiß nur noch nicht, was hier wirklich geschehen ist. Ich gehe erst einmal davon aus, dass wir aufgefallen sind.«

»Das stimmt.«

»Und du willst den Bullen erledigen?«

»Auch das kommt hin.«

»Wie?«

Dinah Hurst stand ihrem Mann noch immer gegenüber. Nur die Tischbreite trennte sie. Ihr Lächeln wurde teuflisch und gemein.

Sehr gelassen drehte sie sich um und blieb dicht vor der Arbeitsplatte stehen. Auf ihr standen zahlreiche Gegenstände, die für eine Küche unentbehrlich waren. Töpfe, Teller, Bestecke, Pfannen, auch Kochbücher und Geschirr. Eine Mikrowelle war ebenfalls vorhanden, und die kleinen Blumen auf der inneren Fensterbank blühten in sommerlicher Pracht.

Über all diese Dinge glitt Dinahs Blick hinweg, denn sie suchte nach etwas Bestimmten. Und als sie es entdeckt hatte, leuchteten ihre Augen auf. Der Gegenstand hatte seinen Platz dicht neben der Brotschneidemaschine gefunden.

Vorsichtig, als wäre er zerbrechlich, nahm die Frau das elektrische Tranchiermesser hoch, zog den Stecker aus der Dose und stellte das Instrument um auf Batterie.

Sie drehte sich.

James Hurt staunte. »D… das …?«

Dinah lächelte nur und drückte einen Kontaktknopf nach vorn.

»Sssstt…«

Das Geräusch ließ den Mann erschaudern, während Dinah nur lächelte. In ihren Augen lag das blanke Eis. Die Stimme übertönte das Geräusch des zitternden Messers mit der Sägeklinge. »Ich lasse mir meine Zukunft nicht kaputt machen, James. Auch nicht von einem verdammten Bullen, verstehst du das?«

Er zögerte, nickte und hob kurz danach die Schultern. »Aber ich kann das nicht.«

Mrs. Hurt schaltete den Motor ab. Sie legte das Messer mit dem klobigen Griff auf den Küchentisch und zeigte sich verwundert.

»Warum kannst du das nicht?«

»Nein, das ist…«

»Aber die Frauen hast du weggeschafft.«

Er wischte über sein Gesicht. »Das ist etwas ganz anderes. Ich habe sie nur abgegeben, verstehst du? Nur abgegeben und bin wieder gegangen. Ich weiß nicht, was…«

»Tot ist tot«, sagte sie in seine Worte hinein. »Wir müssen endlich mal an uns denken.«

Hurt schüttelte den Kopf. »Trotzdem will ich es nicht. Das schaffte

ich nicht…«

Seine Frau schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Es klatschte ziemlich laut. »Einen derartigen Feigling habe ich noch nicht gesehen. Verdammt, wir sind lange genug zusammen, und ich habe immer gedacht, einen Mann vor mir zu haben. Wolltest du nicht deine alte Spannkraft ebenso zurückhaben wie ich?«

»Ja, das schon.«

»Dafür muss man Opfer bringen. So ist das nun im Leben. Aber gut, wenn du nicht willst, bitte sehr.« Mit einer entschlossen wirkenden Bewegung stand sie auf.

»Was machst du denn jetzt?«

Dinah nahm das Messer wieder an sich. »Noch nichts, mein Lieber. Ich will den Bullen aber tot haben. Deshalb werde ich es in die Hand nehmen. Ich arbeite mit dem Messer. Du wirst dabei den Lockvogel spielen, mein lieber James.«

»Das verstehe ich auch nicht.«

»Stell dich nicht so dumm an. Du wirst ihn in die Küche locken. Ich lauere im toten Winkel hinter der Tür. Wenn er den ersten Schritt getan hat, erwische ich ihn.« Sie zog die Lippen zur Seite und imitierte das singende Geräusch des Messers.

James Hurt schaute gegen den Tisch. Er wollte nicht zugeben, dass ihn der Plan seiner Frau tief erschreckt hatte, denn er selbst wäre nie auf eine derartige Idee gekommen. Doch er wusste, was sich Dinah einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte sie auch bis zum bitteren Ende durch. Nichts konnte sie da mehr aufhalten.

»Schau mich an.«

Er tat es.

»Du schwitzt!«, stellte sie mit kalter und nüchtern klingender Stimme fest.

»Daran kann ich nichts ändern.«

»Angst?«

»Auch.«

»Brauchst du nicht zu haben. Ich werde die Dinge wieder ins Lot bringen.« Nach diesen Worten ging sie zur Tür, blieb davor stehen und winkte ihren Mann herbei. Alt er neben ihr stand, erklärte Dinah ihm den Plan. »Du wartest vor der Küche. Wenn er kommt, lockst du ihn hinein, und alles ist gelaufen.«

»Was ist denn, wenn er nicht kommt?«

»Brauchen wir uns um ihn keine Gedanken mehr zumachen. Dann hat ihn die Kleine erwischt. Vergiss nie, dass sie für uns so etwas wie eine Lebensversicherung ist.«

»Hoffentlich…«

»Wie meinst du?«

»Schon gut.«

Die Frau lachte verächtlich auf und öffnete danach sehr vorsichtig und geräuschlos die Tür.

Der Flur lag noch mehr im Schatten, weil es draußen auch dunkler geworden war. Die Sonne hatte sich zurückgezogen, als wollte sie das sich anbahnende Grauen nicht miterleben. Nur durch das Fenster drängte sich fahles Licht. Es sah aus, als wäre es von einem Betttuch gefiltert worden. Wie ein, Schleier berührte es die Tische.

Einige dort noch liegende Krümel blinkten wie kleine Sterne.

Die beiden Hurts lauschten. Sie schauten sich dabei an, dann glitten ihre Blicke wie auf Kommando der Treppe entgegen, denn dort würde sich etwas tun, wenn überhaupt.

Sie hörten nichts, Der Mann hielt das Schweigen nicht länger aus.

Er hatte seine Hände geballt, der Schweiß hatte die Flächen und auch die Finger glitschig werden lassen. »Glaubst du, dass Susy ihn schon getötet hat?«

»Nein.«

»Was macht dich so sicher?«

Dinah verengte ihre Augen. »Ich denke, dann wäre sie schon längst bei uns hier erschienen, um ihre Meldung vorzubringen. Du weißt doch, wie stolz sie ist.«

»Sie wird bald ihre Mutter sehen wollen.«

»Na und?«

»Ich habe vor der Frau mit den Totenaugen Angst. Die ist zurückgekehrt. Als ich heute in diesem Haus war, da hätte ich mir beinahe in die Hose gemacht. Noch nie habe ich das kalte Grauen so stark gespürt wie an diesem Tag.«

»Das sieht dir Feigling auch ähnlich!«, konterte Dinah. »Wer weiterkommen will, darf keine Nerven zeigen.«

James schwieg. Er kannte seine Frau kaum wieder. Auch er war seit dem Tod der beiden Frauen verändert. Eine für ihn kaum erklärbare Frische war wieder durch seinen Körper geströmt, das gleiche Phänomen musste auch bei Dinah der Fall gewesen sein, doch es hatte bei ihr eine andere Reaktion hinterlassen. Es hatte sie grausam und menschenverachtend gemacht. Sie unterschied sich kaum von einem Massenmörder. Als er daran dachte, erschrak er und wischte die Gedanken rasch fort.

Oben platzte etwas. Ein heller Schrei! Dann das Splittern!

»Scheiße!«, sagte die Frau und drehte ihren Kopf. Sie staute James hart an. »Los, geh zur Treppe! Bleib da stehen. Ich ziehe mich zurück in die Küche.« Sie selbst zog ihre Lippen in die Breite und gab ein bestimmtes Geräusch von sich. »Ssssttt…«

***

»Wer bist du?«, fragte ich.

Das Kind, ob lebendig oder untot, ich wusste es nicht genau, blieb stehen. Wahrscheinlich hatte es meine Frage überrascht und auch der Zustand, dass ich keine Angst vor ihm zeigte. Da war die Kleine wohl andere Dinge gewöhnt.

Das Mädchen gab mir die nötige Zeit, es genau betrachten zu können. Von Glenda hatte ich ihre Beschreibung erhalten, und ich musste nun zugeben, dazu die blonden Locken, der etwas pummlige Körper, eigentlich ein Kind, das auch für eine Puppenreklame hätte Werbung machen können.

Wenn da nicht die Augen gewesen wären.

Nein, ich konnte sie nicht als Augen bezeichnen. Sie waren einfach nur kalte Glotzer, die mich anstierten, aber Gefühl entdeckte ich in ihnen nicht. Auch kein Leben, sie waren da und fertig, und die Kälte gefrorenen Wassers strahlte mir entgegen.

Das Gesicht hatte all seine Menschlichkeit, die Wärme und auch seinen Charme verloren. So wirkte es künstlich, wie von der Hand eines Menschen oder auch eines Dämons geschaffen und mit dem Atem der Hölle versehen.

Die Kleine tat nichts. Sie ließ mich bis zu dem Augenblick schauen, als es ihr zu bunt wurde. Dann öffnete sie ihren Mund. Er war wunderbar geschwungen, ein kleiner Kussmund, aber die Kälte in den pupillenlosen Augen vernichtete auch diesen Eindruck. Gleichzeitig streckte sie mir ihre rechte Hand entgegen.

»Komm mit…«

Zum ersten Mal hörte ich sie sprechen. Nein, das war keine normale Kinderstimme. Es klang so, als wäre ihre ureigene Stimme elektronisch verzerrt worden. Auch ein Roboter hätte so sprechen können.

»Wohin?«

Ihre Hand blieb ausgestreckt. »Komm mit…«

Sollte ich – sollte ich nicht?

»Wir gehen!«

»Wohin?«

»Geh mit!«

Allmählich hatte ich das Gefühl, dass sie nur diese wenigen Worte sagen konnte.

Noch zögerte ich. Ich schaute auf ihre Hand. Sie befand sich nicht weit von mir entfernt, und sie war umgedreht, so dass ich auf ihre Fläche schauen konnte.

Eine glatte Hand, die keine einzige Falte zeigte, auch so verdammt künstlich wirkend, wie das gesamte kleine Geschöpf vor mir.

Dieses Kind war böse, in ihm steckte ein Dämon. Wenn es gehorchte, dann nur dem Teufel.

»Traust du dich nicht?«

»Wo willst du mich hinbringen?«

Sie setzte zu einer Antwort an, zögerte dann und meinte mit leiser Stimme. »Das ist nicht weiter schlimm. Ich bringe dich zu meiner Mutter. Sie ist eine schöne Frau.«

»Das glaube ich dir sogar. Wie heißt sie denn?«

»Vanessa…«

Den Namen hörte ich in diesem Zusammenhang zum ersten Mal.

Ich fragte weiter. »Wo wohnt sie?«

»Hier… hier in der Nähe.«

»In Harrings-on-sea?«

»Ja.«

Ein bestimmter Verdacht war in mir hochgekeimt, deshalb bat ich das Kind, sie mir zu beschreiben.

Susy schüttelte den Kopf. »Nein, du musst sie so sehen.«

»Okay, ich werde gehen.«

»Deine Hand!« Sie hatte den Befehl kaum ausgesprochen, als sie schon zugriff.

Plötzlich steckte ich in der Klemme. Die Hand war keine normale, sie bestand aus Eisen, das zu einer Klammer zurechtgebogen worden war. Ein blechern klingendes Kichern klang mir entgegen, und einen Augenblick später kippte und torkelte ich nach vorn, denn dieses verdammte Kind hatte mich mit einem plötzlichen Ruck zu sich hingezogen. Es tauchte dabei zur Seite, stellte sein Bein quer, so dass ich darüber stolpern musste und dann zu Boden fiel.

Ich hatte großes Glück, dass ich nicht mit der Stirn gegen die Kante des Nachttischs prallte. Dennoch landete ich sehr hart, rollte mich sofort herum und hörte das Fauchen über mir, denn das Kind dachte nicht im Traum daran, aufzugeben.

Es sprang auf mich zu.

Diesmal hatte es den Mund verzogen. Das runde Gesicht war nichts anderes als ein böser Ballon, auf den jemand eine Fratze gemalt hatte. Mit den Füßen wollte es mein Gesicht zerstören, was ich ihm ohne weiteres zutraute, aber ich hatte mich schon zur Seite gerollt und stieß meine Beine vor.

Diesmal traf ich den Körper.

Er flog zurück. Eine mit den Armen und Beinen wirbelnde Puppe segelte durch das Zimmer und prallte mit dem Kopf zuerst gegen die Wand. Ich hörte einen dumpfen Laut, Susy rutschte nach unten, kam wieder auf die Beine, doch auch ich stand schon.

Ich fingerte nicht nach der Waffe. Ich wollte es bannen, und es mit dem Kreuz versuchen.

Ich täuschte mich.

Dieses Wesen war raffinierter, als ich angenommen hatte. Plötzlich stieß es sich ab und schien fliegen zu können. Über das Bett hinweg war es gehechtet, hatte die Arme vorgestreckt, die Hände ebenfalls

und zielte damit gegen die Scheibe.
Sie traf.
Das Fenster zerbrach.
Ich kam mir vor wie ein Statist, der nicht mehr eingreifen durfte, weil das Drehbuch es verbot. Das Kind segelte im Verein mit zahlreichen Scherben und Splittern nach draußen. Es drückte sich während des Flugs sogar noch auf den Rücken und schickte mir zum Abschied ein teuflisches Grinsen.
Dann kippte es nach unten.
Erst jetzt rannte ich los.
Ich sprang auf das Bett, wo auch Glassplitter lagen, die zerknirschten, und ich konnte in einen Garten schauen, in dem Susy Carter gelandet sein musste.
Sie war nicht mehr da, sondern rannte am Haus entlang, so dass sie sich im toten Winkel befand.
Bevor ich noch genauer nachschauen konnte, waren die Geräusche verklungen. Susy hatte die Flucht geschafft, und ich lebte noch. Mit diesem Gedanken verließ ich meinen Platz, blieb neben dem Bett stehen und spürte jetzt noch den Druck ihrer kleinen, aber wesentlich härteren Hand an meinen Fingern.
Ich bewegte sie, es gelang mir gut, und ich wurde wieder an die Kralle erinnert, die aus der Erde gekrochen war. Sie hatte meinen Fuß erwischt, mit der Hand dieser Kleinen aber hatte sie nichts gemein gehabt. Meine Gedanken wanderten weiter und hakten bei einer Person fest, die mich nach oben in dieses Zimmer geschickt hatte.
Dinah Hurt!
Diese heimtückische Frau hatte genau gewusst, was mir blühte.
Also musste sie auch informiert sein, und ihr würde ich die entsprechenden Fragen stellen, das stand fest.
Diesmal hatte ich es eilig, als ich den Flur durchquerte und auf die Treppe zuging. Eigentlich hätte mir schon von Beginn an klar sein müssen, dass dieses Haus eine Falle war. Ich aber hatte mich zu stark auf Glenda konzentriert, anstatt auf die anderen Dinge zu achten. Die Bereitwilligkeit der Dinah Hurt hätte mich auch misstrauisch werden lassen müssen.
Die Hälfte der Stufen lagen hinter mir, als ich stoppte und auf der Treppenmitte stehen blieb. Erst jetzt war mir die Gestalt des Mannes aufgefallen, der vor der untersten Stufe auf mich wartete und nicht einmal den kleinen Finger rührte.
Er schaute hoch. Obwohl er nicht im hellen Lichterglanz stand, erkannte ich, dass er wesentlich älter war als ich. Er passte irgendwie zu Dinah Hurt. Wahrscheinlich war er ihr Mann.
»Mister Hurt?«, fragte ich.
»Ja, der bin ich. – Sie müssen John Sinclair sein. Meine Frau erzählte

mir von Ihnen. Aber was ist dort oben geschehen? Es hörte sich an wie das Brechen einer Fensterscheibe.«

Für mich hatte es keinen Sinn, die Verfolgung des Kindes aufzunehmen. Die Kleine war verschwunden, sie kannte zahlreiche Verstecke, sie würde auch nur dann wieder hervorkommen, wenn sie es für richtig hielt. Zudem war ich sicher, dass wir uns noch einmal begegnen würden.

Außerdem interessierte mich Mister Hurt. Seine Stimme hatte nicht sehr besorgt geklungen, wie eigentlich anzunehmen wäre. Sie war mehr neugierig und lauernd gewesen, und das wiederum hatte mich misstrauisch gemacht. Ich nickte ihm zu. »Ja, es stimmt, oben ist ein Fenster zerbrochen.«

»Ach.« Er hob die Schultern. »Warum das denn?«

»Ein Kind ist sehr wild gewesen.«

»Was meinen Sie damit – ein… ein Kind?«

Er konnte ja vieles, es würde ihm nur schwer fallen, mich reinzulegen. Ich spürte auch, wie die Wut in mir hochstieg. Bestimmt wusste dieser Mann Bescheid, und sicherlich steckte er auch mit seiner lieben Frau unter einer Decke. Die beiden hatten ein Spiel aufgezogen, in das ich nicht einsteigen wollte. »Da werden wir uns wohl am besten mit Ihrer Frau unterhalten, Mister Hurt.«

»Ja, möglich. Ich weiß nur nicht«, er räusperte sich und wich meinem Blick aus. »Nun, ich bin erst vor kurzem zurückgekommen und konnte mit Dinah kaum reden. Sie ist in der Küche, ich war hier und habe meine Jacke aufgehängt.« Er sprach, als hätte ich ihn nach einem Alibi gefragt, so zu reden, hatte er gar nicht nötig.

»Hören Sie, Mister Hurt. Dass hier einiges nicht stimmt, ist mir klar. Ich will auch nicht wissen, was Sie persönlich alles damit zu tun haben, mir geht es um dieses Kind, das einfach durch die geschlossene Fensterscheibe gesprungen ist, in den Garten fiel und unverletzt wieder aufstand, um sehr schnell zu verschwinden. Das ist für mich alles schwer zu begreifen. Aus dieser Höhe einen Sprung unverletzt zu überstehen, ist schon sehr ungewöhnlich.«

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Die Augen leicht verdreht, schaute er gegen die Decke. »Das mag alles sein, aber von welch einem Kind sprechen sie?«

»Ach – Sie kennen Susy Carter nicht?«

»Hm.« Verlegen rieb er über seine Arme. »Sie können mich totschlagen, das Mädchen ist mir unbekannt. Woher sollte ich es kennen? Es ist uns unbekannt.«

»Wohnt sie hier nicht im Ort?«

»Nein.«

»Hat sie hier keine Eltern?«

»Auch das nicht.«

»Aber Susy war tot.«
»Als sie aus dem Fenster sprang?«
Ich verdrehte die Augen. Der Mann wollte mich nicht verstehen.
Er wusste bestimmt, was ich meinte, nur ging er darauf nicht ein. Er führte mich an der Nase herum.
Fiona Finley hatte das tote Kind am Strand gefunden. Und sie hatte auch einige Leute zusammengetrommelt. Sie alle hatten das Kind gesehen, sicherlich auch Hurt und seine Frau. Aber keiner von ihnen wollte es zugeben, und das ärgerte mich. Ich kam mir verladen vor, als wären die Bewohner von Harrings-on-sea dabei, sich gegen mich zu verschwören, und dies auf eine abgebrühte und raffinierte Art und Weise, die in mir die Wut hochsteigen ließ.
»Sie kennen Susy Carter also nicht?«
»Nein.«
»Sie können sich auch nicht vorstellen, wie sie in das Zimmer der Fiona Finley kam?«
»Auch nicht.«
»Sagt Ihnen der Name Glenda Perkins denn etwas?«
James Hurt schüttelte den Kopf. »Hören Sie, Mister Sinclair, wenn Sie mehr wissen wollen, dann wenden Sie sich doch bitte an meine Frau. Sie ist in der Küche, weil sie mir einen Kaffee kochen will. Er wird bestimmt auch für uns beide reichen.«
Einen Kaffee wollte ich mit dieser Person nun nicht gerade trinken, aber reden musste ich mit ihr, und zwar nach meinen Regeln.
»Okay«, sagte ich und nickte, »gehen wir…«
Er schien erleichtert zu sein, als er meinen Vorschlag hörte. Mir kam es vor, als hätte er darauf gelauert, endlich mit mir in die verdammte Küche gehen zu können. Was sollte das? Hatte er vor, mich in eine Falle zu locken, gemeinsam mit seiner Frau?
Dem glaubte ich nicht so recht. So etwas konnte ich mir nur schwer vorstellen, aber ich würde trotzdem auf der Hut sein. Er hatte von dem Kaffee gesprochen. Vielleicht war er vergiftet. Jedenfalls nahm ich mir vor, keinen Schluck zu trinken.
Hurt hatte auch kein Interesse daran gezeigt, sich das Zimmer mal aus der Nähe anzuschauen. Er hatte die zerbrochene Scheibe hingenommen und damit basta.
Bevor er sich umdrehen konnte, hielt ich ihn fest. »Wo waren Sie eigentlich, Mister Hurt?«
»Soll das ein Verhör sein?«
»Nur eine Frage.«
»Ich war im Ort. Dort habe ich mich mit einigen Kollegen getroffen. Die Saison beginnt praktisch in wenigen Tagen. Schon jetzt sind Touristen hier, aber der große Sturmlauf fängt erst an. Bis dahin muss noch einiges geregelt werden.«

»Aha. Sie waren nicht in dem weißen Haus auf der Düne?«
Nach meiner Frage zuckte er kurz zusammen. Hatte ich ins Schwarze getroffen?
»Wie kommen Sie darauf?«
»Hätte ja sein können.«
»Dort geht niemand hin.«
»Warum nicht?«
»Das ist eine lange Geschichte.«
»Das Haus steht also leer.«
»Natürlich.«
»Wem hat es denn gehört?«
»Die Familie Durban hat darin gewohnt. Das sind die, die Liegestühle vermieten.«
»Tatsächlich?«, staunte ich. »Die Familie kenne ich. Zwei erwachsene Söhne gehören dazu.«
»Richtig. Blainy und Steve.«
»Warum sind die Durbans ausgezogen?«
»Das müssen sie die Leute schon selbst fragen, Mister Sinclair. Mich interessiert es nicht.«
»Weiß denn Ihre Frau mehr?«
»Das kann sein.« Er drehte sich um und ging die wenigen Schritte auf die Küchentür zu.
Ich blieb dicht hinter ihm. Mein Misstrauen war längst nicht verflogen. Ich hatte in ein Wespennest gestochen, und darin lag noch einiges versteckt. Ich rechnete mit bösen Überraschungen. Das untote Kind war nur der Beginn gewesen.
James Hurt drehte mir den Rücken zu. Er stand etwas gebeugt, während er die Küchentür öffnete und zögerte noch einen Augenblick, als würde er einen fremden Raum betreten.
»Dinah«, rief er wie zur Kontrolle.
»Ja.«
»Wir sind hier.«
»Gut.«
Er ging hinein. Ich blieb dicht hinter ihm und schaute an ihm vorbei. Es war alles normal, ich betrat eine Küche, nichts wies auf eine Gefahr hin.
Hurt bewegte sich jetzt schneller. Er ging auf den Holztisch in der Raummitte zu. Ich folgte ihm und war verwundert, dass ich Dinah nicht sah, gehört hatte ich sie ja.
»Ssssttt…«
Das Geräusch hörte ich rechts von mir. Summend, eigentlich harmlos, in dieser Situation aber für mich wie ein Alarmschrei wirkend. Es gefiel mir auch nicht, dass ich das Geräusch in meinem Rücken hörte. Instinktiv warf ich mich vor, genau in dem Augenblick,

als sich James Hurt umdrehte, so dass ich in sein schreckensbleiches Gesicht schaute.

Das Summen verwandelte sich in ein hässliches, böses und tödliches Kreischen. Etwas fegte über meinen Rücken hinweg, sägte und zupfte an meiner Kleidung, dann fiel ich gegen Hurt, drückte ihn zurück und den Tisch gleich mit. Ich hörte ihn fluchen, er suchte nach Halt, was ich ebenfalls tat, und ich drehte mich herum, als ich es schaffte, mich an ihm festzuklammern.

»Ssssttt…«

Es kreischte in meinen Ohren, es schwebte vor und gleichzeitig über mir, und erst jetzt sah ich, woher das verdammte Geräusch stammte. Und ich erkannte, welch ein Glück ich gehabt hatte.

Vor mir zitterte die Sägeklinge eines Tranchiermessers, und gehalten wurde es von Dinah Hurt…

***

Sie stand vor mir, als wäre sie aus einem der zahlreichen Horrorfilme entsprungen, die in den siebziger Jahren so große Furore gemacht hatten. Da waren die Killer mit Kettensägen und anderem Zeug durch die Gegend gelaufen, auf der Suche nach Opfer. Das Messer lief auf Batteriebetrieb. Sie hielt es halb hoch und hatte den klobigen Griff mit beiden Händen umklammert. Dahinter schimmerte das hasserfüllte Gesicht, und mir war klar, dass die Frau noch längst nicht aufgegeben hatte.

Der Stoß erwischte mich in der Rückenmitte.

Mein Fehler!, jagte es mir durch den Kopf. Verdammt, ich hatte nicht mehr an James Hurt gedacht, der sich dicht hinter mir befand.

Er hatte nur die Hand auszustrecken brauchen, um mich nach vorn zu wuchten, auf seine Frau und auf das Messer zu.

Sie wollte mir noch in der Vorwärtsbewegung das Gesicht zerschneiden.

Ich riss die Arme hoch.

Es war gut, denn ich hatte Glück, ihre Arme dicht unterhalb der Handgelenke zu treffen und damit auch die Waffe in die Höhe zu wuchten. Zwar torkelte sie zurück, das kreischende Ding aber ließ sie nicht los.

Sie torkelte über die Schwelle und gelangte in den Flur. Dort konnte sie sich wieder fangen.

Ich wollte ihr nach.

Zwei Schritte kam ich weit. Plötzlich hing mir jemand wie ein schwerer Sack am Körper. James Hurt hatte mich mit beiden Armen umklammert und hatte es auch geschafft, meine Arme so gegen den Körper zu pressen, dass ich im Moment wehrlos war.

Er verstärkte noch den Druck und rief seiner Frau immer wieder

einen Satz zu. »Komm her, verdammt noch mal! Los, komm endlich her! Du kannst ihn zerschneiden. Ich halte ihn fest…!«

Da hatte er nicht gelogen. Ich würde mich zwar befreien können, da kannte ich einige Tricks, aber die Zeit drängte, und Dinah war von einer wahren Mordgier besessen, da brauchte ich mir nur ihr verzerrtes Gesicht hinter der Klinge anzuschauen.

»Ssssttt…«

Dieses schreckliche Geräusch malträtierte meine Ohren. Es raste schrill in mein Gehirn, wo es explodierte, als wollte es dort sämtliche Zellen zerstören.

Sie sprang auf mich zu.

Ich wuchtete mich herum. Ich hatte zuvor meine Kräfte sammeln können, drehte mich nach links und zerrte James Hurt mit, der mich nicht losließ, die Bewegung ebenfalls mitmachte und von der Fliehkraft erfasst wurde, weil er außen hing.

Das Messer, das Gesicht der Frau, der wirbelnde Körper, das alles verschwand zu einem rotierenden Schatten mit schrecklichen Geräuschen in seinem Innern, und dann gellte ein wahnsinniger Schrei in meinen Ohren wider.

Ich war durch die halbe Küche gewirbelt und prallte gegen den Herd. Der Mann hatte mich längst losgelassen, so heftig war mein Schwung gewesen. Ich kippte nach vorn und fegte noch einen Wasserkessel von der Platte, der scheppernd auf dem Boden landete.

Dann fuhr ich herum.

Mir bot sich ein Bild des Schreckens. James Hurt lag am Boden und blutete aus einer Wunde am Nacken und am Rücken. Nicht mich hatte das Messer getroffen, sondern ihn. Er hatte versucht, seine Hände nach hinten zu drücken, um sie auf die Wunde zu pressen, was ihm nicht gelungen war. Dicht vor den Wunden schwebten sie in der Luft, wie zwei lahm gewordene Flügel. Er schrie auch nicht, er war nur so schrecklich weiß im Gesicht, eine Folge des Schocks.

Seine Frau stand vor ihm. Sie bewegte sich nicht und schaute auf ihn nieder. Das verdammte Tranchiermesser hielt sie noch immer fest. Blut tropfte von der Klinge.

Das sirrende Geräusch war für mich ein Startsignal. Die Frau nahm kaum zur Kenntnis, dass ich auf sie zusprang. Ich hebelte ihre Arme hoch und drehte sie herum. Sie schrie, als der Schmerz bis zur Schulter hochzuckte. Das Messer ließ sie fallen. Es schepperte zu Boden, wo ich es abstellte.

Dann packte ich die Frau und drückte sie auf einen Stuhl. Ihr Mann war jetzt wichtiger. Er hatte noch immer keinen Laut von sich gegeben. Erst als ich mich bückte, bewegte sich auch sein Mund.

Hechelnde Laute drangen hervor, begleitet von leisen Schreien. Er drehte den Kopf, als ich ihn hochhob und schaute mich aus großen

Augen an. Ich schleppte ihn in den Wohnraum, wo ich ihn bäuchlings auf eine Couch legte, damit ich mir die Wunden anschauen konnte.

James Hurt jammerte. Seine Laute erstickten in einem Zierkissen, in das er sein Gesicht gepresst hatte.

Schon beim ersten Hinsehen erkannte ich, dass er unwahrscheinliches Glück gehabt hatte. Die Sägeklinge hatte seinen Hals und seinen Rücken praktisch nur geschrammt.

Dennoch würden die Wunden schmerzen. Er musste in ärztliche Behandlung. Ich versorgte ihn notdürftig, zerschnitt sein Hemd am Rücken, fand Desinfektionsmittel, reinigte die Wunde und kümmerte mich nicht um sein Schreien. Zum Schluss klebte ich Pflaster darauf. Verbandsmull hatte ich nicht gefunden.

Danach ging ich zurück in die Küche. Mrs. Hurt saß am Tisch und starrte ins Leere. In ihren Augen war kein normaler Ausdruck mehr zu sehen, sie glichen glanzlosen Steinen, und auch ihre Lippen waren sehr blass und zitterten leicht.

Als sie den Kopf hob, da waren ihre Augen blutunterlaufen. Da ich mich ihr gegenüber hingesetzt hatte, stierte sie mich aus diesen Augen an, bevor sie knurrte, und ihre Stimme hörte sich dabei an, als würde sie aus dem Magen kommen: »Sie haben alles kaputt gemacht!«

»Tatsächlich?«, höhnte ich. »Sind Sie sich überhaupt bewusst, was Sie da vorgehabt haben?«

»Sie haben alles zerstört!«

»Sie wollten einen Menschen töten!«

»Na und?«

»Das macht Ihnen nichts aus?«

»Sie hätten nicht herkommen sollen, Sinclair. Sie nicht und auch die Frau nicht. Jetzt ist es zu spät.«

»Okay, Mrs. Hurt, bleiben wir bei der Frau. Wo steckt sie? Wo befindet sich Glenda Perkins?«

Ihr Blick wurde noch düsterer. »Sie ist weg!«

»Wo, verdammt?«

»In der Hölle«, sagte sie. »Das Weib befindet sich in der Hölle.«

Dann fing sie an zu kichern.

Ich drückte meine Angst um Glenda herunter, griff über den Tisch und fasste nach ihrer Hand. »Wo befindet sich die Hölle? Ist sie hier im Ort?«

Dinah Hurt lachte nur und wischte dabei ihre Lippen ab, weil dort Speichel klebte.

»Ist es das weiße Haus?«

Sie hob die Schultern.

»Warum, Mrs. Hurt? Warum haben Sie mich töten wollen? Was ist mit dem Kind gewesen, und wer ist das rote Gespenst mit den Totenaugen? Was geht hier vor?«

Sie hatte den Kopf noch gesenkt gehabt. Nach meiner Frage hob sie ihn sehr langsam an. Die Unterlippe hatte sie nach vorn geschoben, die Augen etwas verengt. Ihr Gesicht sah noch älter aus.

Die Haut erinnerte mich an graue Baumrinde, durch deren Falten Regenwasser lief. Nur war es hier der Schweiß. »Sie haben alles zerstört, wissen Sie das?«

»Nein, das weiß ich nicht. Aber Sie werden mir sicherlich sagen, was ich zerstört haben soll.«

»Alles!«, keuchte sie. »Wir sind auserwählt worden. Wir hätten… wir hätten unsere Frische behalten. Unsere Kraft kehrte wieder zurück. Sie hat sie uns gegeben. Es war ein Austausch, verstehen Sie? Ein Austausch.« Plötzlich fing sie an zu kichern und schüttelte wild den Kopf.

»Nein, ich verstehe nicht.«

»Wir gaben ihr die Opfer.«

»Fiona Finley, zum Beispiel.«

»Ja.«

Ich holte tief Luft, da ich mich vor der nächsten Frage etwas fürchtete. »Auch Glenda Perkins?«

Sie nickte mir zu.

»Sonst noch wer?«

»Nein, aber es werden noch viele folgen. Wir sind die Auserwählten. Wir hier in Harrings-on-sea. Wir haben lange genug darauf gewartet. Jetzt ist es so weit.«

»Auf wen habt ihr gewartet?«

Zum ersten Mal seit Beginn unseres Gesprächs richtete sie sich auf dem Stuhl sitzend auf. »Wir warteten auf Vanessa. Lange Jahre hat es gedauert, vielleicht sogar Jahrhunderte, aber sie ist wieder da. Begreifen Sie das? Sie kehrte zurück.«

»Das Totengesicht?«

»Ja, das Totengesicht, die Krallenhand, und sie hat sich das weiße Haus auf den Klippen ausgesucht. Dort fühlt sie sich wohl, da ist ihre neue Welt.«

Obwohl die Sorge um Glenda Perkins immer stärker wurde, fragte ich weiter. »Okay, sie ist also da. Warum kehrte sie erst jetzt zurück? Wer war Vanessa?«

»Eine Frau, die ein Kind hatte.«

»Susy?«

»Ja.« Plötzlich lächelte sie. »Immer hat sie behauptet, dass der Teufel der Vater des Kindes wäre. So jedenfalls haben wir es in den alten Kirchenbüchern lesen können. Dann waren es die Bewohner hier leid. Sie fingen die Frau und das Kind. Sie banden beide an den Mast eines Segelbootes fest und schickten sie hinaus auf das Meer. Es muss ein Tag mit günstigen Winden gewesen sein.«

»Und wann passierte das alles?«

»Nicht gestern, auch nicht vorgestern. Im letzten Jahrhundert. Da glaubte man hier noch an Hexen, und Vanessa war eine Hexe, ja, sie war es tatsächlich. Sie und ihr Kind. Sie haben hier die Menschen dem Teufel zuführen wollen. Sie haben gepredigt und das Feuer der Hölle als große Erlösung angesehen. Doch die Menschen hier wollten nicht an sie glauben, diese Idioten und Ignoranten. Deshalb banden sie Frau und Tochter an den Mast und schickten das Boot hinaus aufs Meer, wo beide ertrinken sollten.«

Ähnliche Geschichten und Legenden waren mir bekannt. Schon des Öfteren hatte ich erlebt, dass die Pläne der Menschen nicht so funktionierten, wie es eigentlich hätte sein sollen. Das musste auch hier der Fall gewesen sein. So waren Mutter und Kind zurückgekehrt, beide als Geschöpfe des Teufels.

Das Haus hatten sie sich als zweite Heimat ausgesucht. Von dort aus zogen sie ihre teuflischen Fäden.

Mrs. Hurt grinste mich an. In ihren Augen lag ein Leuchten, das darauf hindeutete, wie sehr sie an ihre alte Freundin, die Hexe, dachte. Sie und ihr Mann standen auf ihrer Seite, sie hatten ihnen Opfer zugeführt, um wieder so etwas wie Jugend zu erleben.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie kann nicht gewinnen«, sagte ich leise. »So stark ist sie nicht.«

»Aber sie wird gewinnen!«, keuchte Dinah Hurt. »Das sage ich Ihnen. Sie wird gewinnen.«

»Wer steht denn alles auf ihrer Seite? Alle hier im Ort?«

»Nein, nur wir. Und auch die Durbans wissen Bescheid. Sie geben auf das Haus Acht. Kein Unbefugter soll sie stören, verstehen Sie? Keiner soll hinein.«

»Ja, das habe ich gemerkt. Sie ist da und ihr Kind auch. Lebt es, ist es tot, ist es untot?«

»Es will Blut, glaube ich.«

Darauf ging ich nicht ein. »Ich habe es kennen gelernt. Mir kam es sehr bleich vor, und ich würde auch den Vergleich mit einer lebenden Wasserleiche akzeptieren.«

»Weiß ich nicht.«

»Aber sie sind da.«

Sie nickte.

»Und das Totengesicht hat eine Krallenhand.«

Mrs. Hurt flüsterte mir die Antwort entgegen. »Die ist ihr gewachsen. Es war das äußere Zeichen derjenigen Person, zu der sie sich hingezogen gefühlt hat. Der Teufel hat sie ihr gegeben. Sie ist zurückgekehrt, ein Geist und ein Kind, das lebt, obwohl es aussieht wie eine Puppe.«

»Und Susy Carter heißt.«

»Ja.«

»Aber nicht hier lebt, was alle wohl wissen«

»Das stimmt auch. Die Einwohner wissen Bescheid, aber keiner traut sich, auch nur ein Wort zu sagen. Es ist ebenso. Sie nehmen es hin, sie sind einfach anders geworden. Niemand würde sich jetzt noch gegen die stellen. Sie akzeptieren Vanessa und hoffen, dass sie in Ruhe gelassen werden. Kann sein, dass es zutrifft, denn bald wird das Totengesicht Beute genug bekommen.«

»Die Fremden?«

»So ist es.«

Ich kam wieder auf Glenda zu sprechen und wollte wissen, wer sie in das Haus gebracht hatte.

»Es war mein Mann.«

»Weiter!«

»Sie wird dort sterben.«

»Wie denn?«

»Die Hexe wird ihre Seele nehmen. Sie wird ihr das Leben aussaugen, so hat sie es immer getan.«

»Also wird sie tot sein.«

»Ja!« Dieses Wort glich bereits einem zufriedenen Grunzen, und mir stieg allmählich die Galle hoch.

Ich rechnete nach. Sehr lange war Hurt noch nicht zurück. Hatte Glenda dann noch eine Chance? Ich kannte sie. So leicht gab sie nicht auf. Sie würde versuchen, sich zu wehren, sie würde kämpfen, sie konnte durchaus ihren Tod hinauszögern.

Ich stand auf.

Die Frau grinste mich an. »Jetzt hast du Angst gekriegt, wie?«, keuchte sie. »Angst um diese kleine Gespielin…«

»Ich werde sie schon holen, keine Sorge.«

Mrs. Hurt kicherte. »Als Leiche?«

»Abwarten. Ihnen rate ich, sich um Ihren Mann zu kümmern. Schließlich sind Sie es gewesen, die ihn verletzt hat. Beinahe hätten Sie ihn auch getötet.«

Ihre Antwort hörte ich nicht mehr, da war ich schon gegangen.

***

Über die Treppe kroch das Grauen!

Es war eine Krallenhand – hornig, knotig und widerlich. Das konnte Glenda genau erkennen, denn über die Hand hinweg wehte der rötliche Schein. Er veränderte auch die Farbe der Klaue kaum, die ein seltsames Braun mit beigen Nuancen unterlegt zeigte. Das war nicht die Hand einer Frau, eher die breite Klaue eines Mannes, der seine Fingernägel hatte sehr lang wachsen lassen. Wegen der leicht gekrümmten Finger kratzten die Nägel über das Holz hinweg, als

wollten sie den letzten Lack davon entfernen.
Noch etwas sah Glenda.
Dünne, rote Streifen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass die Nägel mit Farbe bemalt worden waren, das musste schon Blut sein.
Möglicherweise frisches Blut.
Blut von Fiona…
Ihre Kehle saß plötzlich zu, als sie daran dachte, denn sie führte den Gedanken weiter und wusste, dass ihr das gleiche Schicksal bevorstand. Wer immer dort kam, Gnade konnte Glenda von diesem Monstrum nicht erwarten.
Es schob sich näher.
Der rote Schein nahm an Dichte zu und erhielt auch gewisse Umrisse. Glenda schaute gegen eine menschliche Gestalt, wobei sie nicht genau wusste, ob sie es tatsächlich damit zu tun hatte oder ob sie dieses Wesen mehr in die Welt der Geister einordnen sollte.
Der Körper bestand aus einem feurigen Schleier, der sich zum Kopf hin verdichtete.
Es war ein großer Kopf, übergroß, der auch wegen der fremdartigen Augen auffiel. Löcher, die mit kaltem Licht gefüllt waren, sehr grausamen Augen, Laternen aus dem Jenseits, die den Gruß der Hölle schickten.
Das Gesicht war nicht rund, es zog sich mehr in die Länge. So wirkte die etwas kantige Nase völlig unweiblich. Kinn und Wangen sahen aus, als würde sich dort eine rötlich schimmernde Haut wie straff gezogenes Papier spannen.
Die Gestalt kam die Treppe herab, aber es war kein Laut zu hören. Sie schien die Stufen überhaupt nicht zu berühren, sehr leicht schwebte sie über die Kanten hinweg.
Und Glenda spürte die Kälte.
Es war eine andere Kälte als draußen, wo die Sonne längst verschwunden war und sich dunkle Wolken am Himmel zusammenballten. Diese Kälte erreichte sie als unsichtbare, jedoch kompakte Masse und erinnerte sie an einen Nebel, der sich vor ihrer Gestalt als eine dichte Wolke aufbaute.
Sie war kein Mensch, sie war ein Geschöpf, ein Gespenst, ein Geist und eine Botin der Hölle.
Das alles schoss Glenda durch den Kopf, als sie dem Totengesicht zuschaute, wie es lautlos die Stufen der Treppe hinabging und dabei nur ihre Fingernägel über das Holz des Geländers kratzten und auch weiterhin die dünnen Blutspuren hinterließen.
Den großen Bogen hatte sie bereits erreicht, Glenda konnte das Wesen in seiner vollen Größe erkennen. Ja, es war größer als ein Mensch, weil es dokumentieren wollte, wie sehr es letztendlich über allem schwebte, auch über den Menschen.

Das Haus war dicht!

Kein Fenster ließ sich öffnen, mit der Tür war es ähnlich. Man hatte die Griffe abmontiert. Glenda glaubte nicht daran, dass dieses rote Gespenst dazu fähig gewesen war. Ihrer Meinung nach musste es einige Helfer im Ort haben.

Sie wich zurück. Nicht etwa, weil sie eine Chance sah, aber sie fühlte sich an ihrem Ort nicht mehr wohl. Die Hände hielt sie gespreizt, die Arme waren nach hinten gestreckt, und mit den Handflächen schabte sie über das Holz der Innenwände.

Bis sie einen Blick auf das größte Fenster in ihrem Umfeld warf.

Dahinter sah sie zwei Gesichter.

Männergesichter!

Sie standen draußen und starrten in das Haus. Glenda wollte den Mund aufreißen, um Hilfe schreien und den Männern gleichzeitig zuwinken, als sie noch einmal genauer hinblickte. Der Ausdruck darin sagte ihr einfach genug.

Er war gierig und böse zugleich. Da sah sie das Lauern, das immer dann entstand, wenn eine wilde Vorfreude dicht bevorstand. Es war besonders bei Menschen zu erkennen, die darauf warteten, dass sie Sensationen erlebten, die zumeist in Tod, Grauen und Blut endeten. So etwas empfand sie als schrecklich, und sie schüttelte sich wieder, als wollte sie das Grauen wegwischen.

Es blieb.

Jemand klopfte gegen die Scheibe. Zuerst laut, dann leiser. Es kam Glenda vor wie ein Herzschlag, der allmählich verging und das Leben eines Menschen auslöschte.

Auch für sie?

Die Gesichter hinter der Scheibe nickten sich gegenseitig zu. Die Augen waren dermaßen verdreht, dass sie gegen die Gestalt auf der Treppe schauen konnten.

Dort ging das Totengesicht noch immerweiter. Es hatte die drittletzte Stufe erreicht, ließ sich Zeit und schwebte dann den Rest der Treppe hinab.

Glenda ging wieder einen Schritt zurück, und so entstanden wieder die ächzenden, knirschenden Laute, an die sich Glenda nie gewöhnen würde.

Wieder klopfte jemand gegen die Scheibe.

Ihr Kopf ruckte nach links.

Einer der relativ jungen Männer schien ihr einen Kuss zuzuhauchen. Danach grinste er breit und verdrehte die Augen. So hatte er Glendas Schicksal pantomimisch vorgezeichnet.

In den letzten Sekunden hatte sie sich zu sehr ablenken lassen und weniger auf das Totengesicht geachtet. Erst als der Schauer noch kälter wurde, schaute sie auf.

Die Frau mit den kalten Totenaugen stand vor ihr!

Unwillkürlich duckte sich Glenda zusammen, denn es war die Größe, die sie irritierte. Das Wesen überragte sie, war an den Beinen sehr dünn, beinahe durchscheinend, aber zum Kopf hin viel mehr verdichtet und auch roter, so dass Glenda trotz ihrer Angst nach dem Grund dafür fragte.

Konnte sie reden? Würde sie ihr etwas sagen?

Der Mund verzog sich. Es sollte wohl ein Lächeln sein, Glenda empfand es nicht so. Für sie war es mehr ein kaltes Totengrinsen, das sie mehr an ein Grab erinnerte.

Über ihren Rücken rieselte Eis mit Wasser vermischt. Die Luft wurde ihr knapp, dafür schlug ihr Herz schneller. Sie hatte auch den Eindruck, dass diese Person mit ihr in einen kommunikativen Kontakt treten wollte, und schon sehr bald hörte sie so etwas wie eine Stimme. Sehr deutlich war es nicht, denn das Geräusch drang von allen Seiten auf sie ein, als wäre es von den Wänden als Echo zurückgegeben worden. Es war eine Mischung aus Zischeln und Flüstern, an das sich Glenda erst gewöhnen musste. Nach einigen Sekunden verstand sie, was diese Gestalt ihr mitteilen wollte.

»Du bist die nächste. Ich habe auf dich gewartet. Du wirst mir bei der Rückkehr helfen…«

Glenda hatte sich sehr konzentriert und auch alles verstanden, nur eben nichts begriffen. Sie kam damit nicht zurecht. Was hatte diese Person ihr da gesagt?

»Bei welcher Rückkehr?«, hörte sie sich sprechen.

»Der Rückkehr ins Leben…«

»Warum? Du bist… bist du tot?«

»Ja, ich bin tot, aber nicht richtig. Ich habe im Grenzland gelebt, und aus ihm bin ich zurückgekehrt. Ich sehe mich als einen Geist an, verstehst du das…?«

»Nein, ich… nicht genau …« Sie ärgerte sich, weil sie stotterte, und das Gesicht mit den kalten Totenaugen zeigte ein überhebliches Leben:

»Ich nehme mir dein Leben und pumpe es in mich hinein. Deine Lebenskraft wird mich die Zeit im Grenzland immer mehr vergessen lassen. Ich werde wieder zu einem Menschen werden, mein Körper wird sich auffüllen, so wie es schon mit meinem Gesicht geschehen ist. Ich habe die Kälte verlassen, aber sie steckt noch immer in mir. Jetzt gehe ich der Wärme entgegen und werde den Austausch weiterführen. Dass es klappt, weiß ich, denn es ist mir durch meine Tochter bewiesen worden. Auch sie ist ein Geist gewesen, aber sie hat sich das Leben geholt und sich damit aufgefüllt. Jetzt lebt sie so weiter, wie ich bald auch leben werde.«

»Leben!«, rief Glenda. »Meine Güte, das ist doch kein Leben, was du

da vorhast. Es ist die Existenz des Bösen in einer anderen Form. So etwas wie du darfst nicht leben, hast du verstanden?«

»Rede nur, ich sehe es anders. Ich habe den Beweis bei meiner Tochter bekommen.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr. Ich hole mir das Leben von dir und später noch von anderen. Du wirst mir deine Seele geben, denn ihre Wärme wird die Kälte des Grenzlandes vertreiben.«

Glenda wusste genau, dass es sinnlos war, sich zu wehren. Aber sie wollte einfach nicht aufgeben. Sie schaute für einen Moment auf die Krallenhand, und dieser Anblick gab ihr den gehörigen Push für eine neue Frage. »Wer bist du überhaupt? Hast du einen Namen? Wo kommst du her?«

Die Antwort bestand ebenfalls aus einem beinahe gierigen Flüstern und Zischeln. »Susy und ich haben vor langer Zeit gelebt. Wir kamen hierher an die Küste, um in Ruhe leben zu können, denn ich brauchte einen Platz, wo ich dem Meister dienen konnte.«

»Dem Teufel?«

»So kann man ihn nennen. Ich habe ihn anders gekannt, aber er zeugte mir ein Kind.«

Glenda konnte es nicht fassen. »Susy ist… sie ist ein Kind …?«

»Ja, ein Kind eines Dämons. Nenne ihn ruhig Teufel. Für mich war er der Geliebte, und ich hänge sehr an ihm. Er hat mich in seinen Schutz genommen, ich wollte seine Botschaft verbreiten. Doch es gab Menschen hier, die dagegen waren. Sie schürten den Hass gegen mich, und ich wurde ihre Feindin. Ich musste gegen sie kämpfen, ich konnte sie nicht überzeugen, sie wollten mich tot sehen, aber niemand traute sich, mich zu vernichten. Sie hätten mich gern getötet, sie hätten ein Messer nehmen können, auch einen Revolver, aber sie waren zu feige. Bis sich einige Männer zusammenschlossen, mich an einen Mast banden, der in der Mitte eines Bootes stand, das sie auf das Meer hinausschleppten. Dort ließen sie mich und das Kind allein, vorher allerdings zündeten sie das Boot an. Es verbrannte und sank.«

»Ihr seid ertrunken…?«

»So ist es, aber wir waren nicht tot. Ich hatte auf den richtigen Freund gesetzt, denn er hat uns geholfen…«

»Wie?«

»Unsere Seelen blieben am Leben, während wir eintauchten in das Grenzland, wo nicht Himmel oder Hölle ist. Eher eine Vorhölle. Und dort verbrachten wir die Zeiten, bis wir beide schließlich als Geistwesen zurückkehrten.«

»Um wieder einen Körper zu bekommen?«

»Ja, und wir werden die Lebenden aussaugen. Wir nehmen ihnen die Seelen. Wir werden wieder zu Menschen werden, das heißt, Susy hat

es schon geschafft, sie brauchte die Seelen dreier Kinder. Das alles ist in der Vergangenheit geschehen, nur trauten sich die Menschen nicht, darüber zu sprechen. Ihre Kinder waren tot, der Arzt schrieb Herzschlag auf den Totenschein, was gut war. So werden auch weiterhin die Touristen herkommen und für mich eine leichte Beute werden. Doch zuvor nehme ich mir deine Seele, denn mein Helfer soll dich nicht grundlos hergebracht haben. Eine habe ich mir schon genommen, ich freue mich über die zweite, und meine Helfer werden wieder die Kraft zurückbekommen, die sie schon längst verloren haben.«

Glenda hatte ein Gespür dafür, wann ein Gespräch, eine Unterhaltung oder eine Erklärung sich dem Ende zu neigte. Hier gab es nicht mehr viel zu sagen, Vanessa würde handeln.

Sofort und schnell.

Noch einmal schaute sie gegen das bestimmte Fenster. Noch immer sah sie die beiden Gesichter hinter der Scheibe. Die Kerle amüsierten sich, sie kriegten alles mit, und sie waren auch dabei, ihre Angst zu genießen. Sie wollten zuschauen, wie ihr das Leben aus dem Körper gesaugt wurde, und mit einer Bewegung schwang die Gestalt vor.

Ein Eispanzer legte sich auf Glendas Gesicht. Für einen Moment raubte er ihr den Atem, trotzdem trat sie zwei Schritte zurück.

Die Kälte flachte ab, aber das Wesen kam nach. Nichts war zu hören, es glitt über die Bohlen hinweg, und Glenda hörte wieder das Flüstern und Zischeln, das allerdings einem Lachen gleichkam.

Urplötzlich schnellte die Krallenhand vor.

Wie die Klaue eines Reptils sah Glenda sie dicht vor ihrem Gesicht erscheinen. Im selben Augenblick sackte sie nach unten weg, blieb aber nicht in der Senkrechten, sondern schnappte zu.

Die hornigen Fingerspitzen verhakten sich in ihrer Kleidung, sie durchstießen den Stoff wie kleine Messer, und Glenda spürte das Brennen auf ihrer Haut, direkt am Bauch.

»Ich kriege dich…«

Kaum waren die zischelnden Worte verklungen, als sie ein anderes Geräusch hörte.

Zuerst das harte Tappen kleiner Tritte.

Dann ein Lachen.

Hell und kindlich…

Vanessa wich zurück, auch die Klaue verschwand aus Glendas unmittelbarer Nähe.

Sie konnte sich umdrehen.

Vor ihr stand Susy Carter und schaute sie aus ihren kalten Augen böse an…

***

Um das weiße Haus auf den Dünen zu erreichen, hatte ich den Rover genommen. Meine trübe Stimmung stimmte mit dem Bild überein, das mir die Natur zu bieten hatte. Wolken statt Sonne. Noch unfreundlicheres Wetter kündigte sich an.

Obwohl Harrings-on-sea verhältnismäßig klein war, musste ich einmal im Ort herumkurven, da es eine Fußgängerzone gab.

Für meine Umgebung hatte ich keinen Blick. Ich konzentrierte mich auf das Fahren, und meine Gedanken wanderten dem weißen Haus in den Dünen entgegen, um das sich im Prinzip alles drehte.

Es war zu einer Heimstatt eines bösen Wesens geworden, das von mir vernichtet werden musste.

Die See lag auf der linken Seite. Hin und wieder sah ich sie wogen, wenn sich lange Lücken zwischen den Häusern auftaten. Ansonsten sah ich die Dünenlandschaft, der ich schließlich entgegenfuhr. Ein schmaler, leicht sandiger Weg führte mich in dieses Gebiet hinein, und schon entdeckte ich das weiße Haus, ein breiter, heller Kasten.

Der Weg endete vor einer Mauer aus Sand. Ich stieg aus und schlug die Wagentür zu.

Windig war es geworden. Vor mir bewegte sich das Dünengras, als würde es gekämmt. Feiner Sand wirbelte in die Höhe und glitt über den Holzsteg, der durch die Dünen führte. Auf ihm marschierte ich zu dem Haus. Ich konnte es nicht mehr verfehlen. In seiner Nähe war niemand zu sehen.

Ich stemmte mich gegen den Wind, als ich über die unebenen Planken schritt. Diesmal würde ich es anders machen und mich dem Haus nicht von der Vorderseite nähern, sondern von der Rückseite.

Sand peitschte mir ins Gesicht. Niemand hielt sich in der Nähe auf. Das war ein Wetter, bei dem selbst die größten Wanderer lieber im Haus oder in der Kneipe blieben.

Das Meer war zu hören. Der Wind hatte das Wasser aufgewühlt und Schaumkämme entstehen lassen.

Ich lief die Treppenstufen hoch. Sie führten mich direkt zum höchsten Punkt der Dünenlandschaft. Blühendes Heidekraut begleitete mich. Ich musste an das Haus heran.

Am höchsten Punkt blieb ich stehen und schaute nach rechts.

Auch an der Rückseite waren Fenster. Kleiner als vorn. Im dunkler gewordenen Tageslicht sahen sie aus wie düstere, oxidierte Bleiinseln, die sich stark vom bleichen Weiß der Fassade abhoben.

Von meinem Standpunkt aus war nicht zu sehen, was sich dort hinter den Fenstern abspielte. Da konnten die größten Todesdramen geschehen, kein Zuschauer würde es von außen merken.

Kein Plankenweg führte von mir aus direkt bis zum Haus. Ich musste mich quer durch die Dünen schlagen, was ich auch tat, obwohl es eigentlich zum Schutz der Natur verboten war. Hier allerdings ging es

um mehr, um Menschenleben, die ich retten musste, wobei mir Glenda Perkins besonders am Herzen lag.

Der Untergrund war weich, unterschiedlich hoch. Mal bildete er Hügel, dann wieder kleine Mulden, die mich an den Boden eines Topfes erinnerten. Drei Möwen überflogen mich wütend kreischend, als wäre ich in ihr Revier eingedrungen. Bald überlagerte das Meeresrauschen ihr Geschrei.

Eine knochenbleiche Festung, in der das Böse eine Heimstatt gefunden hatte.

Je deutlicher ich es sah, umso aufgewühlter fühlte ich mich. Die Tatsache, Glenda Perkins hinter diesen Wänden zu wissen, peitschte mich regelrecht auf.

Auch ich war vom Haus aus zu sehen, wenn sich jemand ein günstig platziertes Fenster ausgesucht hatte. Um dem vorzubeugen, ging ich geduckt weiter und nutzte die natürlichen Deckungen aus.

Mein Alleinsein änderte sich.

Die Bewegung sah ich nicht weit vom Haus entfernt. Jemand hatte dort gelauert, sprang nun in die Höhe und rannte davon. Ich hatte den Mann nur für einen Moment gesehen, ihn aber trotzdem erkannt. Es war der alte Durban gewesen.

Und wo er sich aufhielt, konnten seine beiden Söhne nicht weit sein. Also musste ich sie ebenfalls als Gegner mit ins Kalkül ziehen.

Das gefiel mir weniger, es hier noch mit Bewachern zu tun zu haben, aber ich hätte damit auch rechnen müssen.

Durban blieb verschwunden.

Hatte er mich gesehen?

So ganz sicher war ich da nicht. Zudem war ich noch geduckt gelaufen, und Durbans Augen waren sicherlich nicht mehr so gut wie die eines jungen Mannes.

Ich blieb in der einmal eingeschlagenen Richtung, kam dem Haus immer näher und musste praktisch noch eine kleine Hügellandschaft durchqueren, um es zu erreichen.

Die Abhänge zu beiden Seiten waren mit Gras bewachsen. Jede einzelne Pflanze klammerte sich in diesem Sandboden fest, als wollte es ihn nie mehr loslassen. Dieses Gras hatte sich seiner Umgebung angepasst. Es war zäh und wurde zudem noch von den genügsamen Bodendeckern gehalten. Ich hatte die tiefste Stelle zwischen den Hügeln erreicht, musste wieder hochgehen, als ich das scharfe Lachen hörte.

Ich blieb stehen.

Ich schaute nach rechts und gleichzeitig in die Höhe.

Der alte Durban stand auf einer Hügelkuppe. Ich sah ihn diesmal deutlicher und erkannte, dass er bewaffnet war. Er hielt ein Gewehr in den Händen, die Mündung wies schräg in die Tiefe und zeigte auf

meine Brust. Der Mann sah mir nicht so aus, als hielte er die Waffe nur zum Spaß in der Hand, er wollte schießen, und er wollte dabei wahrscheinlich mein Gesicht sehen, deshalb hatte er zuvor noch gelacht.

Da er zuckte, wusste ich, dass er abdrücken würde.

Ich war schneller.

Mit einem Sprung warf ich mich nach vorn und gleichzeitig zur Seite, so dass ich gegen die weiche Böschung des Hügels prallte. Ich hörte den Schuss, den Einschlag der Kugel nicht. Wichtig war nur, dass er mich nicht getroffen hatte.

Ein zweiter Schuss peitschte auf!

Diesmal sah ich, wo das Geschoss einschlug. Einen halben Meter links von mir spritzte Sand in die Höhe.

Ich rollte mich weiter, blieb dabei an der Böschung und in einem relativ toten Winkel.

»Ich kriege dich, du Hundesohn!«, brüllte der alte Durban. »Du wirst das Haus nicht lebend betreten…«

Da war ich anderer Meinung, denn ich hatte eine kleine Deckung gefunden. Ein Loch, nicht besonders groß, auch mehr aus einem Überhang bestehend, in das ich hineinkroch.

Die Beretta hatte ich gezogen. Hier ging es darum, das eigene Leben zu retten, da konnte ich auf ein anderes wenig Rücksicht nehmen.

Kam er?

Ich hörte ihn nicht.

»Wo steckst du?«

Ich verhielt mich ruhig.

Dann rieselte etwas auf meine Deckung. Einen Moment später hörte ich einen Fluch, dann einen Schrei, und plötzlich rutschte eine menschliche Lawine von oben herab, eingehüllt in Dreck und Staub, den Hang hinunter. Sein Fluchen und die Schreie erstickten in einem Gurgeln, wahrscheinlich hatte Durban den Mund im wahrsten Sinne des Wortes zu voll genommen. Er landete nicht weit von mir entfernt auf dem Boden der Mulde. Noch immer rutschten Dreck und Sand nach.

Durban lag auf dem Bauch. Das Gewehr hielt er noch fest. Staub umgab ihn. Er sah so aus, als hätte er sein Gesicht in den weichen Boden gepresst, um seine eigene Schande nicht mehr sehen zu können.

Als er sich dann bewegte und seinen rechten Arm anwinkelte, klappte das nicht mehr, denn ich hatte meinen Fuß auf den Unterarm gestellt.

»Es wäre besser, wenn Sie das Gewehr losließen, Mister Durban.«

Der Alte hatte mich gehört. Er wollte schimpfen, fluchen, konnte aber nur keuchen, denn zu viel Staub und Dreck waren ihm in den Mund gedrungen und hatten seine Stimme zunächst unbrauchbar

gemacht.
»Loslassen!«
Ich brauchte den Druck meines Fußes nicht zu verstärken. Durban wusste auch so, wann er verloren hatte. Er spreizte seine rechte Hand, das Gewehr lag frei, und ich konnte es mit einem Tritt außer Reichweite befördern, bevor ich dem Mann befahl, sich zu erheben.
Während er sich hoch quälte, entlud ich das Gewehr und schleuderte die Kugeln ins Gelände.
Das war geschafft!
Er stand und sah aus, als wollte er jeden Augenblick wieder umfallen. Mit beiden Händen wischte er durch sein Gesicht, um es vom Staub zu befreien. Ihm war Sand in die Augen gedrungen, deshalb waren sie auch gerötet. Die Mütze hatte er verloren, setzte sie aber wieder auf.
Ich wartete gelassen ab. Die Beretta hielt ich nicht mehr in der Hand. Ich würde auch ohne sie mit dieser etwas traurigen Gestalt fertig werden. Während er sich reinigte, hörte ich ihn leise fluchen.
Ich sprach ihn an. »Reicht es jetzt?«
Er hatte mich gehört und drehte sich um.
»So trifft man sich wieder«, sagte ich. »War keine gute Idee, auf mich zu schießen.«
»Ich würde es wieder tun!«
»Kann ich mir denken, Meister.« Ich hob die Schultern. »Nur – was haben Sie davon? Dankbarkeit einer gewissen Vanessa?«
Da hatte ich ein brisantes Thema angeschnitten, denn bei Nennung des Namens schrak er zusammen. Wahrscheinlich hatte er nicht damit gerechnet, dass ich der Wahrheit schon so nahe gekommen war.
»Ich werde sie mir holen.«
»Das kannst du nicht.«
»Tatsächlich? Gibt es einen besonderen Grund?«
Seine Augen leuchteten plötzlich. »Und ob es den gibt. Vanessa ist kein Mensch mehr, sie kann also nicht von einem Menschen vernichtet werden.«
»Was ist sie dann? Ein Geist?«
»Noch.«
»Ah, dann will sie wieder zurück.«
»Richtig.«
»Aus Geist wird Mensch.«
»Fleisch«, flüsterte er. »Sie wird Gestalt annehmen. Sie wird sich ausfüllen. Sie ist bereits dabei, und sie wird uns dankbar sein, dass wir ihr das Haus überlassen haben. Es war kein Vertreiben, als sie uns erschien, sie wollte es haben, und sie kriegte es. Später werden wir unter ihrem Schutz stehen.«
»Sie wird also einen Körper annehmen?«
»Das stimmt.«

»Wie macht sie das?«
»Sie schafft es, den Menschen die Seele auszusaugen. Sie nimmt ihnen die Kraft, und sie baut sich damit wieder auf. So wird aus dem Geist ein Mensch, und damit sind ihre alten Zeiten zurückgekehrt. Sie wird hier herrschen, denn vor langer Zeit wurde sie von hier vertrieben.«
»Wie weit ist sie?«
Durban grinste verbissen und schwieg.
Ich wollte mir das nicht bieten lassen. »Wie weit ist sie?«, fuhr ich ihn an.
Die Schärfe in meiner Stimme machte ihn redseliger. Er sprach sehr schnell. »Weit genug. Ein Opfer hat sie heute bereits, das zweite wird folgen.«
»Befindet es sich im Haus?«, fragte ich lauernd, denn nun wollte ich sicher gehen.
»Ja, das schon.«
»Eine Frau?«
Er nickte heftig. »Mit dunklen Haaren, ich habe sie gesehen. Eine sehr schöne Frau…«
Ich kam mir vor, als hätte mir jemand einen Eiszapfen in den Nacken geschoben. Es konnte nur Glenda sein. Mir wurde sogar heiß, und diese Hitze wechselte sich mit der Kälte auf meinem Körper ab.
»Lebt sie noch?«
Durban grinste. Er genoss es, mich leiden zu sehen, nur wollte ich ihm dieses Vergnügen nicht länger gönnen, denn ich war gedankenschnell bei ihm, packte ihn und schüttelte ihn durch. »Verdammt noch mal, ich will wissen, ob sie noch lebt!«
Durban hing in meinem Griff wie ein mit Sand gefüllter Sack. Er hatte die Augen weit aufgerissen, der Mund bewegte sich, ohne dass er etwas sagen konnte, und nur ein feuchtes Röcheln huschte über die Lippen hinweg. »Ich kann es nicht sagen«, würgte er schließlich hervor. »Ich… ich weiß es doch nicht, verdammt …«
»Was haben Sie gesehen?«
»Sie war da…«
»Und weiter?«
»Ich bin gegangen.«
»Warum?«
»Lass mich los, verdammt!« Ich ließ ihn auch los, stieß ihn aber gleichzeitig zu Boden. Er fiel ziemlich weich, blieb auf dem Rücken liegen und bemerkte wohl nicht, dass ich die Handschellen von meinem Gürtel löste. Ich wollte nicht, dass er mir nachkam und irgendwen noch warnte. Schreien konnte er. Die Rufe würden vom Rauschen des Meeres überlagert werden.
Leider musste er in eine unbequeme Lage hinein. Ich band ihm die

rechte Hand mit dem rechten Fußknöchel zusammen, immer noch besser als eine Mordanklage am Hals zu haben, nur sah der alte Durban dies nicht so, denn er fuhr mich mit krächzender und böser Stimme wütend an. »Du verdammter Hund, du! Meine Söhne werden dich massakrieren und aufschlitzen, wenn sie dich erwischen.«

»Ach – wo sind die denn?«

»Sie holen dich.«

»Sind sie im Haus?«

Er spie aus. Zum Glück gelang es mir, den Kopf rasch zur Seite zu neigen. Als fluchendes Bündel ließ ich ihn zurück, denn ich hatte genug erfahren.

Ich musste also noch mit seinen beiden Söhnen rechnen. Wahrscheinlich hatte die Familie Durban einen Wachring um das weiße Haus gezogen, um unangemeldete Besucher abfangen zu können.

Deshalb war ich noch vorsichtiger, als ich den letzten Rest der Strecke ging, doch meine Gedanken beschäftigten sich mit dem, was ich über das Totengesicht gehört hatte. Es hieß Vanessa, es war ein Geist gewesen, der höchstwahrscheinlich in einer Zwischenwelt existiert hatte und nun seine Rückkehr vorbereitete.

So etwas war mir neu. Normalerweise kannte ich nur den umgekehrten Vorgang, da hatte ich es mit reinen feinstofflichen Wesen zu tun, die gar nicht daran dachten, ihren Zustand zu verändern.

Hier aber nicht, und das wiederum wunderte mich. Ich würde sehen, wie es weiterging und ob ich überhaupt in der Lage war, diesen verdammten Geist zu stoppen.

Vanessa saugte ihre Opfer aus. Sie nahm ihnen die Seele, um sich selbst damit aufzufüllen. Das war erschreckend und kaum zu fassen, aber leider auch eine Tatsache.

Von den beiden Söhnen hatte ich bisher keinen zu Gesicht bekommen. Vor mir lag die Rückfront. Keine Bewegung sah ich dort.

Nur der Wind trieb hin und wieder die unzähligen feinen Sandkörner gegen die Planken.

Ich hatte mich geduckt und konzentrierte mich dabei auf die Fenster. Leere, kalte, düstere Vierecke waren es. Totenhöhlen in einem geometrischen Gebilde aus bleichen Knochen. Das Dach war mit grauen Schindeln bedeckt, die sich farblich kaum von der Färbung des Himmels abhoben.

Allmählich verblasste der Tag. Die Vorboten der Dämmerung sickerten ein. Noch war die Fassade hell genug, um mich Einzelheiten erkennen zu lassen, sehr bald schon würde alles in einem aschigen Zwielicht verschwimmen. Bis es dazu kam, wollte ich das Haus längst betreten haben, nur sah ich an der Rückseite keine Tür.

Also doch von vorn versuchen.
Durban hatte von seinen Söhnen gesprochen. Wenn sie das Haus unter Kontrolle hielten, dann kam eigentlich nur die Seeseite in Frage, und dort schlich ich auch hin.
Ich hielt mich dabei dicht an der Holzwand, als wäre ich ein Lauscher. Nur konnte ich aus dem Innern des Hauses nichts hören.
Es blieb alles still, zudem überdeckte das Rauschen der See viele Geräusche.
Ich erreichte die Ecke. Meine Füße hatten sich bisher über Gras bewegt und weniger über Sand. Wahrscheinlich hatten frühere Bewohner hier der Natur einen Rasen abgetrotzt, von dem noch einige Reste übrig geblieben waren.
Ich blieb stehen und lugte um die Ecke.
Gegen zwei Rücken blickte ich. Sofort zog ich mich wieder zurück. Es waren die beiden Söhne. Sie hatten auf den Zehenspitzen gestanden, um bequem durch ein Fenster schauen zu können. Da sahen sie dann, was sich im Innern des unheimlichen Hauses abspielte.
Ich zog meine Waffe und ging so leise wie möglich weiter. Es klappte, zudem waren die beiden Durbans von den Vorgängen im Innern des Hauses so sehr fasziniert, dass sie an nichts anderes dachten.
Immer näher glitt ich heran.
Um meinen Mund hatte sich ein hartes Lächeln gelegt. In meine Augen war eine Spannung getreten wie nur in extremen Situationen. Beide Männer drängten sich dicht zusammen. Sie berührten sich mit ihren Schultern und hatten sich von mir weggedreht.
Noch immer waren sie ahnungslos.
Ich nutzte die Gelegenheit aus, kam noch näher an sie heran. So nahe, dass ich ihre Stimmen hörte.
Einer sprach. »Jetzt passiert es. Die macht sie fertig. Sie saugt ihr das Leben aus…« Seine Stimme zitterte vor Erregung.
Meine dagegen war sehr kalt. So kalt wie die Mündung, die der Sprecher im Nacken spürte. »Ich glaube nicht, dass es dazu noch kommen wird, meine Freunde…«

***

Wenn ein Mensch zu Eis werden konnte und ein anderer – ich in diesem Falles mitbekam, so geschah dies vor mir. Der Junge war erstarrt, er hatte überhaupt nicht registriert, was ablief. Wahrscheinlich merkte er nicht einmal, dass ich die Waffe wieder von seinem Nacken zurückgezogen hatte.
Aber nur, um auszuholen.
Dann schlug ich hart und zielsicher zu. Ich traf Hinterkopf und Nacken des Mannes. Er warf seine Arme mit einer flatterhaften

Bewegung in die Höhe, fiel gegen die weiße Hauswand und gleichzeitig gegen seinen Kumpan, der sich nicht auf den Beinen halten konnte, zusammensackte und auf seinen Hintern fiel.

Ich stand über ihm.

Er sah in meine Augen und auch in das kalte Loch der Pistolenmündung. Es musste ihm klar werden, dass es jetzt um ihn ging und dass sein Plan nicht mehr aufging.

»Was willst du?«

»Komm hoch – schnell!«

Er »quälte« sich auf die Füße. Mir war er zu langsam. Ich zerrte ihn in die Höhe, er wollte nach mir schlagen, aber meine rechte Hand und damit auch die Waffe waren schneller.

An seiner Stirn explodierte der Schlag. Der Kopf zuckte noch einmal, dann wurden die Augen glasig, und einen Moment später sackte der Kerl zusammen.

Unterhalb des Fensters blieb er liegen. Da konnte er seinem Bruder die Hand reichen.

Mich aber interessierte das Fenster, durch das die beiden so interessiert gespäht hatten.

Da ich etwas größer war als sie, brauchte ich mich nicht auf die Zehenspitzer zu stellen.

Ich blickte hindurch – und war schockiert…

***

Ein Gesicht, das keines war!

Ein Gesicht wie eine Maske, glatt und blank, doch nicht schön, wie Fiona behauptet hatte.

So dachte Glenda, als sie Susy sah. Sie traf sie jetzt zum zweiten Mal, oben im Zimmer der Pension hatte sie irgendwie anders ausgesehen. Hier aber war all das Boshafte, das in ihr steckte, voll zum Ausdruck gekommen, und Glenda spürte, wie sich ihre Kopfhaut zusammenzog und sich eine Gänsehaut auf ihren Körper legte.

Sie blieb dabei, es war kein lebendiges Gesicht. Es war das Gesicht einer Puppe. Das Kind hatte versucht, als Geist wieder einen Körper zu finden, aber dabei keinen Gastkörper gesucht, sondern hatte sich den gleichen bauen wollen, den es schon kannte. Da mochte es im Prinzip Übereinstimmungen geben, doch als vollendet durfte diese Gestalt nicht angesehen werden, denn die Perfektion war nicht gelungen. Abgesehen von dem körperlichen Ausdruck fehlte auch noch das Innere, die Seele, die eigene Seele, denn die fremden hatten dies nicht ausgleichen können. Wahrscheinlich litten sie sogar schreckliche Qualen.

Nur der Herrgott konnte die Menschen schaffen, nicht ein Dämon.

Die Ankunft des Kindes hatte Vanessa von ihrer eigentlichen Aufgabe

abgelenkt. Sie kümmerte sich nicht mehr um Glenda, sondern schaute auf ihre Tochter.

Die grinste Glenda an.

Der Frau konnte es nicht gleichgültig sein. Ein Schauer überkam sie, und in ihren Augen stand die Furcht vor einem schrecklichen Tod. Plötzlich fing das Kind an zu sprechen. Es redete mit einer blechernen Roboterstimme, aber ihre Worte waren leider zu deutlich zu verstehen. »Ich will sie. Ich will ihr Blut sehen, bevor du ihr das Leben nimmst. Tu es, Mutter…«

»Warum willst du das?«

»Ich will sehen, wie ein Mensch blutet. Du weißt, dass ich es nicht mehr kann. Du kannst es auch nicht. Wir sind keine richtigen Menschen geworden. Ich bin schon fertig und doch unfertig.« Sie sprach wie ein erwachsenes Wesen. »Du wirst ihr das Leben nehmen, du wirst dich auch dabei verdichten, aber du wirst keine Chance haben, so zu werden, wie du früher einmal gewesen bist. Dir wird das Blut fehlen. Die Seele allein genügt nicht. Deshalb will ich Blut sehen.«

»Gut, du sollst es sehen!«

Dies klang endgültig, und Glenda suchte nach einem Ausweg.

Sie konnte nur zurück bis zur Wand weichen, nicht mehr nach vorn. Sie ging auch zurück, wobei sie während der Bewegung noch den Kopf nach links drehte.

Der Blick zum Fenster.

Keine zwei Gesichter mehr.

Nur noch eines.

Und das kannte sie.

»John…!«, brüllte Glenda.

***

Ich hatte alles gesehen, und ich hatte mir dabei sogar Zeit gelassen, weil sich Glenda Perkins nicht in Lebensgefahr befand.

Aber es tat sich etwas. Das Kind redete. Ich sah es all den Bewegungen seines Mundes, und ich bekam auch mit, wie sich die Krallenhand des Totengesichts bewegte.

Sie zuckte, sie krümmte und streckte sich, sie pendelte sich ein, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

Glenda sollte gepackt werden!

Die merkte es und wich im selben Moment zurück. Sie konnte nur bis zur Wand. Mit einem Schritt hatte sie den Widerstand erreicht, drehte dabei den Kopf, sah zum Fenster – und entdeckte mich.

Was nun geschah, das erlebte ich, als würden wir uns allesamt in einem Zeitlupentempo bewegen. Glenda Perkins riss den Mund weit auf. Ich konnte nicht hören, was sie rief, wahrscheinlich brüllte sie meinen Namen heraus, denn kurz danach reagierten auch Mutter und

Tochter.

Beide fuhren herum, wobei das Totengesicht noch seine Krallenhand in die Höhe schnellen ließ, als wollte sie damit auf das Fenster deuten und mich zum Ziel nehmen.

Wenn hier einer zielte, war ich es.

Ich hatte die Beretta längst gezogen und abgedrückt. Die geweihte Silberkugel reagierte ebenso wie ein normales Bleimantelgeschoss, denn sie durchschlug die Fensterscheibe und zertrümmerte sie auch.

Ob die Kugel jemand getroffen hatte – Glenda ausgenommen – wusste ich nicht. Ich konnte auch nicht mehr vor dem Haus stehen bleiben und musste so schnell wie möglich in Glendas Nähe.

Noch einmal feuerte ich.

Diesmal raste die Kugel auf das Totengesicht zu. Leider hatte ich mir nicht genug Zeit gelassen, der Schusswinkel war zu schlecht gewesen, es kippte förmlich ab, und das Geschoss traf leider nicht den Kopf, sondern nur den Körper, der sich zu schwach abzeichnete und nicht mehr als ein rötlicher Schatten war.

Ich aber bekam mit, wie das Geschoss eine flirrende Bahn durch das rote Unterteil zog und dann in die hellen Bodenbretter schlug.

Im selben Augenblick wurde Glenda Perkins von dem Kind angesprungen. Es war nur mehr eine von Hass kochende Puppe, die alles Menschliche aus dem Weg räumen wollte. Die Augen aufgerissen, den Mund verzerrt und die kleinen Hände gekrümmt, so richtete es sich Glenda entgegen.

Sie konnte nicht mehr ausweichen. Der kleine und schwere Körper prallte gegen sie. Beide fielen zurück. Glenda wurde von der Wand gestoppt. Sie schaffte sich mit einem Tritt etwas Luft, und dann zuckte der Kopf des Kindes herum, als es hinter sich das dumpfe Geräusch hörte, mit dem ich auf den Holzbrettern gelandet war.

Ich hatte von der Fensterbank aus nach unten springen müssen, streckte noch in der hockenden Haltung beide Arme vor, um genau zielen zu können.

Susy war schneller und bewies, welch eine mörderische Kraft in ihr steckte. Bevor ich abdrücken konnte, hatte sie die überraschte Glenda von der Wand weggezogen und sie blitzartig gedreht. Dann schleuderte sie den Körper auf mich zu.

Hätte ich jetzt abgedrückt, wäre Glenda genau in meine Kugel hineingelaufen. Im letzten Moment drehte ich die Waffe zur Seite, schnellte hoch und konnte meine Sekretärin so auffangen und auch festhalten. Das alles hatte nur wenige Sekunden in Anspruch genommen. Diese Zeit blieb nicht still. Sie wurde von hackenden und schnellen Schritten unterbrochen, als Susy sich fluchtartig entfernte.

Ich hätte an Glenda vorbeischießen können, auch das war zu spät, denn Susy war bereits in einem anderen Zimmer verschwunden und

hämmerte dort die Tür hinter sich zu.

Auch Vanessa sah ich nicht. Das Totengesicht hatte seine Chance wahrgenommen.

Zurück blieb eine Frau, die zitternd in meinen Armen lag und nicht wusste, ob sie lachen oder weinen sollte. Glenda war jetzt wichtig. Alles andere hatte noch Zeit.

»Nun?«

»John… John …«, stammelte sie. »Ich … ich … habe damit nicht mehr gerechnet.«

Ich lächelte schief. »Ist wie im Film. Diesmal kam der Retter in der letzten Sekunde. Das passiert mir auch nicht oft.«

»Für mich war es gut.«

»Kannst du wohl sagen. Leider sind die beiden entkommen. Und die müssen wir finden.«

Glenda Perkins ging zur Wand und lehnte sich dagegen. Langsam sackte sie zusammen, bis sie schließlich saß und sich mit dem Rücken abstützen konnte. »Ich habe so etwas noch nie gehört. Sie sind als Geister zurückgekehrt, um wieder ihre alten Körper zu kriegen. Sie waren tot, oder waren sie nicht tot?«

»Das ist die Frage«, murmelte ich. »Du darfst nicht vergessen, dass Vanessa das Kind von einem Dämon hat, ob es der Teufel, Beelzebub oder wer auch immer, ich habe keine Ahnung. Jedenfalls darf dieses unheilige Leben nicht länger existieren.«

»Wir werden sie jagen.«

»Sicher.«

»Werden wir sie auch finden?«

»Groß ist meine Hoffnung nicht«, antwortete ich. »Beide sind gewarnt, sie wissen jetzt, dass wir ihnen auf den Fersen sind, und zwar Menschen, die sich nicht von ihnen einschüchtern lassen wollen.«

»Dann brauchen sie nur zu warten, bis wir verschwunden sind, um…«

»Das werden wir nicht tun, Glenda.« Sie schaute erstaunt zu mir hoch. »Habe ich richtig gehört? Nicht tun? Nicht verschwinden?«

»So ist es.«

»Das musst du mir erklären.« Sie strich mit den Händen durch ihr Haar. Allmählich kehrte wieder Farbe in ihr Gesicht zurück. Die Schrecken hatte sie überstanden.

Ich setzte mich neben sie auf die Holzbohlen. »Weißt du Glenda, ich kann mir vorstellen, dass sie Rache wollen. Mutter und Kind können nicht aufgeben, das passt einfach nicht zu ihnen. Sie müssen sich dagegen wehren, sie können sich doch keine Niederlage eingestehen. So etwas wäre schrecklich. Damit hätten sie zugegeben, dass Menschen besser sind als sie. Nein, wir stehen auf ihrer Liste, wenn wir hier in Harrings-on-sea bleiben. Das habe ich zumindest vor.«

»Ich ebenfalls«, murmelte Glenda, »denn allein Fiona Finley bin ich das schuldig.«

»Moment, Fiona. Was ist…?«

Glenda ließ mich nicht aussprechen. »Sie ist tot.« Meine Sekretärin schüttelte sich. »Fiona liegt nicht einmal weit von hier. Vanessa hat sie mit ihrer Mörderhand erwischt. Ich weiß nicht, was sie mit ihr getan hat. Aber sie muss ihr das Leben ausgesaugt haben, die Seele, den feinstofflichen Motor, was immer du willst. Fionas Kraft steckt jetzt in ihr, und sie sorgt dafür, dass aus einem Bewohner oder Besucher des Grenzlandes wieder ein Mensch wird.« Sie schlug leicht gegen ihre Stirn. »Kannst du dir das vorstellen, John?«

»Nur schwer.«

»Ich habe darüber nachgedacht«, flüsterte Glenda. »Zu einem Ergebnis kam ich nicht. Es ist für mich nicht zu begreifen. Ich drehe da nicht durch, aber…«

»Lass es lieber sein. So etwas wirst du immer erleben, wenn du dich mit derartigen Fällen beschäftigst.«

Sie griff nach meiner Hand und hielt sie fest. »Ja, das denke ich auch. In diesem Fall bist du der Fachmann, nicht ich. Deshalb darf ich noch staunen.«

»Das ist mir auch noch nicht vergangen, Glenda.« Ich streckte die Beine aus. »Da ist noch etwas.«

»Und?«

»Abgesehen davon, dass die Hurts mit der Krallenhand und ihrer Tochter unter einer Decke steckten, es gibt auch eine Familie, deren Söhne dich beobachtet haben, als du…«

»Natürlich. Die beiden Kerle… was ist mit ihnen?«

»Ich habe sie ausgeschaltet.«

Glenda lächelte mich etwas zögernd an. »Du hast sie doch nicht etwa…?«

»Sie schlafen.«

»Das ist gut.«

»Und ihren Vater, der auch zu dieser Gruppe gehört, den habe ich gefesselt.«

»Dann haben wir ja freie Bahn«, erklärte Glenda. Sie wollte nicht mehr sitzen und stand auf.

Auch ich erhob mich. Das Haus gefiel mir nicht. Ich wollte nicht mehr länger bleiben. Es war zwar hell und nicht düster wie ein altes Gemäuer, doch die Atmosphäre ging mir gegen den Strich. Hier war etwas Unmenschliches in der Nähe. Ein Schatten des Bösen hatte uns erwischt und hing über uns wie eine Fahne. Bei jedem Schritt »meldeten« sich die Holzbohlen, als lägen unter ihnen irgendwelche Geister begraben.

»Du glaubst gar nicht, John, wie froh ich bin, hier wegzukommen«,

flüsterte Glenda.
»Doch, das kann ich nachvollziehen.« Vor der Haustür war ich stehen geblieben. Im Gegensatz zum hellen Anstrich der Tür war sie dunkel. Ich probierte, ob sie sich mittlerweile öffnen ließ. Das war nicht der Fall. Durch die waren Vanessa und das Kind nicht verschwunden. Es musste demnach noch einen anderen Ausgang geben. Sie konnten auch ein Fenster eingeschlagen haben, und uns blieb nichts anderes übrig, als das Haus durch das zerstörte Fenster zu verlassen.
Ich kletterte als Erster hindurch. Dann half ich Glenda hinaus, die neben mir zu Boden sprang. Sie hielt meine Hände noch fest. Ihr Gesicht strahlte förmlich, und ich wusste, was kam und wehrte mich nicht.
Weiche Arme umklammerten meinen Hals. Ein noch leicht zitternder Körper drängte sich gegen mich, dann trafen mich ihre Lippen, die so herrlich voll und so angenehm weich waren, und in den nächsten Augenblicken vergaß ich Vanessa, vergaß ihre Tochter, ja, ich vergaß eigentlich alles, was mit diesem verdammten Fall zusammenhing, und Glendas raffiniertes Zungenspiel bewies mir, dass sie mehr wollte.
»Nicht jetzt, das könnte böse enden…«
»Ich weiß.« Sie holte tief Luft. Ihr Gesicht war gerötet. »Aber die Zeit läuft uns ja nicht weg.«
»Das denke ich auch.«
Glenda Perkins atmete tief durch. »Jetzt geht es mir besser«, sagte sie, um einen Moment später zu lachen. »Das ist fast wie im Kino. Der Retter kam, die Gerettete bedankte sich. Hätte beinahe aus einem Drehbuch stammen können.«
»Richtig.«
Glenda schaute hinauf aufs Meer. Da wir erhöht standen, bot sich uns ein wunderbarer Blick und eine Landschaft aus unterschiedlichen Grautönen, die ihren Reiz nicht verbergen konnte.
Die See floss, wogte, und der Strand schimmerte heller, als wollte er noch einmal den letzten Glanz des Tages abgeben. Aber auch dort hatte sich das Licht nicht mehr halten können. Die Schatten überwogen. Die Dämmerung kroch mit ihrem dunklen Schein über den Himmel hinweg und würde sehr bald auch die letzten hellen Flecken vernichtet haben.
»Dabei hätte alles so schön sein können«, sagte Glenda. »Romantik pur. Jetzt kann ich es dir ja sagen, ich habe darauf gehofft, dass sich Fiona irrte. Dann hätten wir uns ein paar schöne Tage machen können. Mal nichts von London und vom Yard hören. Stattdessen ist alles ganz anders gekommen. Schade, verdammt.«
»Lass das Träumen, Glenda.«
»Warum sollte ich?«
»Weil wir uns auf die Gegenwart und die Realität konzentrieren

sollten. So romantisch du hier alles empfindest, du darfst nicht vergessen, weshalb wir hier sind und was möglicherweise noch alles vor uns liegt. Deshalb müssen wir nachschauen.«

»Willst du sie locken?«

»Ja.«

»Mit mir zusammen?«

Ich wusste, dass Glenda die Frage nicht grundlos gestellt hatte.

Sie kannte mich gut, und sie kannte auch meine Besorgnis. Gern behielt ich sie nicht an meiner Seite, nur war es noch immer besser, als sich von ihr zu trennen. Allein war sie schutzlos, eine Waffe trug sie nicht. Es war auch fraglich, ob eine Beretta überhaupt etwas gegen diese verfluchte Brut half.

Sie kniff mich in die Seite. »Ich weiß, was du denkst. Es ist richtig, John.«

»Meinst du?«

»Klar. Ich bin lange genug in deiner Nähe und auch bei der Polizei, um das nachvollziehen zu können. Ich denke, wir sollten uns auf den Weg machen.«

»Das hört sich an, als hättest du einen Vorschlag.«

»Den habe ich auch. Beide halten sich gern in der Nähe des Hauses hinter uns auf. Da bleibt doch einfach nur der Strand. Oder glaubst du, dass sie in den Ort gegangen sind?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Warum die Skepsis?«

Ich rührte mit der Fußspitze im Sand. »Das ist ganz einfach. Ihnen ist ja ein Opfer entgangen. Ich kann mir vorstellen, dass sie die grausige Tat nachholen werden.«

»Meinst du?«

»Kann sein.«

»Nein, John, die sind auf uns fixiert. Wenn sie wieder menschlich werden wollen, werden sie auch Gefühle kriegen. Zumindest die negativen wie Hass und Rache.«

»Genau, Glenda, du hast Recht. Bei genauerem Überlegen denke ich ebenso. Zuvor möchte ich noch nach meinen beiden jungen Freunden schauen, die ich schlafen gelegt habe.«

»Wo sind sie denn?«

»Komm mit, es sind nur ein paar Schritte.« Ich ergriff ihre Hand und führte sie dorthin, wo ich mit den beiden Durbans gekämpft hatte. Wir fanden sie auf dem Boden liegend. Zwei reglose Schattengestalten.

Ich zögerte, was auch Glenda bemerkte. Eine Frage stellte sie nicht. Ich drückte sie etwas zurück und holte meine Leuchte hervor.

Erst da sprach sie mich an. »Was hast du denn?«

»Es kann eine Täuschung sein, muss es aber nicht. Als ich sie verließ, um durch das Fenster zu schauen, haben sie noch in einer anderen

Position gelegen.«
»Wirklich?«
Ich ließ Glenda stehen, ging noch einige kleine Schritte näher an die Ziele heran und leuchtete.
Sie schliefen!
Allerdings für immer.
Denn die beiden Durbans waren tot!

***

Ich hätte damit rechnen müssen, doch ich war zu sehr mit unseren Problemen beschäftigt gewesen, als an sie zu denken. Dass etwas nicht stimmte, bemerkte Glenda am Zittern des Lichtstrahls.
»Was hast du denn, John?«
Ich schwieg. Mir war auf einmal so kalt, als hätte man vereistes Blech in meinen Körper geschoben. Ich hörte hinter mir die Schritte.
Glendas Schatten erschien neben mir, bewegte sich nicht weg, und ich hörte den leisen Wehlaut des Erschreckens. »Daran habe ich nicht gedacht«, flüsterte ich.
Glenda nickte. »Und der Vater?«, hauchte sie.
»Den habe ich hinter dem Haus erwischt.«
»Dann wird er auch…«
Ich hob die Schultern und sackte in die Knie. Die Lampe ließ ich dabei eingeschaltet. Der helle Strahl glich einer Lanze, die ihr Ziel in den Gesichtern der beiden relativ jungen Männer fand. Sie zeigten sich verändert. Es fiel mir schwer, den Ausdruck zu beschreiben. Er war einfach scheußlich, er war furchtbar, er war so alt.
Ja, diese beiden jungen Männer waren im Tod gealtert, ohne alt geworden zu sein. Die Gesichter zeigten einen greisenhaften Ausdruck, und aus den Augen war ebenfalls jegliches Leben gewichen.
Eine Haut, die wie ein Netzwerk wirkte und dabei einen mausgrauen Farbton angenommen hatte. Das war nicht mehr zu erklären.
»Ihnen fehlt die Seele«, flüsterte Glenda. Sie sprach, als würde sie vor Kälte zittern.
Ich richtete mich wieder auf. »Weißt du, was das bedeutet, Glenda?«
»Wahrscheinlich. Sie sind älter geworden.«
»Nur eine, Vanessa, die Krallenhand. Damit hat sie auch zugeschlagen. Ich habe mir die Hälse der beiden Toten anschauen können. Sie waren durch die Krallenhand gezeichnet, da hatten die hornigen Spitzen blutige Streifen hinterlassen. Das Totengesicht muss sie beide zugleich gepackt haben. Furchtbar.«
Glenda atmete tief durch. »Dann wissen wir ja, auf was wir uns in Zukunft einzustellen haben.«
»Nicht auf diese Folgen.«
»Wie du meinst, John.«

Für die Toten konnten wir nichts tun, aber für uns. Wichtig war jetzt, dass wir uns auf keinen Fall von ihnen überraschen lassen durften. Ich ging davon aus, dass sie es versuchen würden, und sie hatten auch alle Möglichkeiten, so flach dieser Strand auch war, es gab dort, wo die Dünen anfingen, Verstecke genug.

Natürlich ließ ich meine Blicke in diese Richtung gleiten. Zu sehen war allerdings nichts. Nur die Dünen selbst lagen wie eine gezeichnete Linie vor meinen Augen. Mal bildeten sie weiche Mulden, dann wieder Buckel, und auf ihnen zitterte das harte Dünengras im Wind. Dahinter lag der Ort. Da wir etwas tiefer standen, war er nicht mehr zu sehen. Nur ein schwacher Lichtschein drängte sich gegen den Himmel, als wäre er ein starres Tuch.

Das Haus stand wie eine Trutzburg. Ich hatte den Eindruck, als würde es nur an seinem Platz stehen, um der Dunkelheit zu trotzen oder um seine eigene Macht zu zeigen. Das helle Holz der Wände erinnerte mich einmal mehr als bleiches Gebein, das im Laufe der Zeit irgendwann einmal zerbrechen würde.

Ich blies den Atem in meine Nase. Es war schwer, hier eine Entscheidung zu treffen. Auch Glenda Perkins blieb nachdenklich neben mir stehen. Auf dem Meer, das noch relativ hell war, konnte man auch mit dem bloßen Auge etwas erkennen.

Und Glenda hatte etwas entdeckt.

Sie knuffte mich in die Seite und riss mich dabei aus meinen Gedanken hervor. »Was ist denn?«

»John… ich glaube … da ist es …«

»Was und wo?«

Sie fasste nach meiner Hand und drehte den Arm so, dass er in eine bestimmte Richtung wies. Glenda brauchte nichts mehr zu sagen. Ich sah es selbst. Über den Strand, gar nicht mal weit von den auslaufenden Wellen entfernt, bewegte sich eine Gestalt.

Es war Susy Carter!

***

Für einen Moment fiel uns beiden nichts ein, deshalb schwiegen wir auch. Bis Glenda sagte: »Die Kleine geht daher, als wäre nichts geschehen, John. Siehst du das?«

»Sicher.«

»Was soll das bedeuten?«

»Es wird damit gerechnet haben, dass wir es entdecken. Wahrscheinlich will es uns locken.«

»Lassen wir uns denn locken?«

»Ja!« Meine Antwort klang bestimmt. »Wir werden uns mit Susy beschäftigen.«

»Vergiss nicht ihre Kräfte.«

»Keine Angst, daran werde ich schon denken.«

Uns war beiden nicht sehr wohl ums Herz. Dieser Fall würde in die entscheidende Phase einlaufen, das stand für mich fest. Weder Vanessa noch Susy konnten aufgeben. Sie mussten einfach eine Entscheidung herbeiführen. Nicht grundlos waren sie Geschöpfe aus dem Grenzland, pendelten zwischen Mensch und Dämon.

Susy ging weiter, als wäre nichts geschehen. Glenda und ich rutschten die letzte Strecke der sandigen Böschung hinab und störten uns auch nicht daran, dass dies nicht lautlos ablief. Es war wie bei einem Theaterstück. Der letzte Akt begann, einige der Akteure waren bereits auf der Bühne, aber noch wartete jemand auf seinen Auftritt.

In der Nähe des Wassers erwischte uns der Wind stärker. Er blies gegen unsere Gesichter, erbrachte Sprüh mit. Die Feuchtigkeit umgab uns wie ein unsichtbares Leichenhemd.

Der Sand war schwer und nass. Jeder Tritt hinterließ darin eine tiefe Spur.

Das alles schien Susy Carter nicht zu stören. Sie ging weiter und schlenkerte dabei mit den Armen. Ein völlig normales Kind, gesehen auf die Distanz, aber wehe, es näherte sich jemand diesem Geschöpf, dann würde er erfahren, wie grausam es sein konnte.

Natürlich dachte ich über das Totengesicht nach. Aber die Gestalt mit der Krallenhand ließ sich nicht blicken. Sie konnte überall sein, ich rechnete sogar mit einem Angriff von der Wasserseite her.

Da tat sich nichts.

Das Meer rauschte heran, die Wellenzungen glitten auf unsere Füße zu, ohne sie erwischen zu können.

Nicht so bei Susy. Deren Füße wurden bereits von Meerwasser umspült, und sie traf auch keinerlei Anstalten, die Richtung zu wechseln. Es schien ihr überhaupt nichts auszumachen. Im Gegenteil, es bereitete ihr sogar so großen Spaß, dass sie auf das Wasser zuging.

»Was tut sie denn da?«, rief Glenda.

»Das weiß ich auch nicht.«

»Willst du hin?«

»Und ob.«

Im nächsten Augenblick ließ ich Glenda stehen und eilte mit langen Schritten dem Kind hinterher. Ich hielt mich noch auf dem normalen Strand, denn nasse Füße konnte ich mir später holen.

Susy drehte sich nicht ein einziges Mal um. Sie ging weiter, als wäre nichts geschehen, und das kalte Wasser stieg an ihr hoch.

Ich kam mir vor wie jemand, der einen anderen retten wollte, obwohl dieser sich entschlossen hatte, in den Tod zu gehen. Es dauerte nicht lange, als auch meine Füße in das flache auslaufende Wasser hineinplatschten. Das Brausen der Wellen umgab mich, ich sah den kleinen Körper jetzt nicht mehr zu weit entfernt, aber Susy hatte sich

auch jetzt nicht einmal umgedreht.

»Susy…!« Meine Stimme wehte über die Wellen und wurde von den Geräuschen verschluckt.

Das Kind reagierte nicht.

Ich lief noch schneller. Das Wasser war kalt. Längst war es in meine Schuhe gedrungen und hatte sie völlig durchnässt. Wenig später spritzte es bis gegen die Knie, und anstürmende Wellen erreichten bereits meine Oberschenkel.

Die Hose klebte mir an den Beinen. Das Wasser hatte sie dunkel gemacht, ich hörte hinter mir Glendas leisen Schrei, achtete darauf nicht, denn das Kind befand sich dicht vor mir.

Mit einem letzten Sprung, der aussah, als wollte ich mich in voller Kleidung in die Wellen stürzen, erreichte ich mein Ziel. Der rechte Arm sank nach unten, meine Hand fand die Schulter des Kindes und ich zerrte Susy herum.

Als ich sie losließ, taumelte sie und fiel in das Wasser.

Ich bückte mich, fasste nach ihr und sah sie auf dem Rücken liegen, umspült von den auslaufenden Wellen.

Obwohl sich dieses Bild nur sehr kurz meinen Augen bot, kann ich es nicht vergessen. Es prägte sich mir ein wie ein Foto, das ich sehr lange betrachtet hatte.

Susy lag im Sand, sie schien sich darin eingegraben zu haben.

Das Wasser floss wie ein dünner Film über sie hinweg, es verfremdete etwas den Ausdruck ihres Gesichtes. Vielleicht kam es mir deshalb wie eine glatte und gleichzeitig monströse Fratze vor, deren Mund zu einem breiten Lächeln verzogen war, dem es zudem nichts ausmachte, dass salziges Meerwasser hineinrann. Ich sah die bösen runden Augen wie bleiche Kugeln, die kleine Nase mit dem leichten Schwung nach oben, und das Haar war im nassen Sand unter dem Körper verschwunden.

Wie eine Tote im Wasser.

Daran glaubte ich nicht. Ich wollte sie rausziehen, hatte mich schon gebückt, als Susy reagierte. Sie warf die Arme hoch.

Einen Augenblick später hing sie mir an der Kehle!

***

Glücklich fühlte sich Glenda Perkins nicht, als John Sinclair ihr davongelaufen war. Kaum hatte er sich einige Schritte von ihr entfernt, überkam sie bereits die große Einsamkeit. Normalerweise wäre ihr das nicht passiert, es hing eben mit ihren Erlebnissen zusammen. Da reagierte jeder Mensch sensibler als normal.

Was wollte Susy?

Es sah so aus, als wäre sie ihre Existenz leid. So leid, dass sie einen Selbstmord vorzog. Das wiederum wollte ihr nicht in den Kopf. Susy

war kein Mensch, sie war ein Geschöpf, sie konnte existieren, ohne atmen zu müssen, da machte es auch keinen Sinn, wenn sie in das Wasser lief. Ihr Verhalten deutete mehr auf eine Falle hin.

Glenda fror. Die Arme hatte sie um ihren Oberkörper geschlungen. Der Wind war kalt und böig. Er drang durch ihre Kleidung und biss sich in jede Pore fest.

Der Himmel nahm an Dunkelheit zu. Jetzt waren auch weit im Westen die letzten Flecken verschwunden. Düsternis überzog das Land, und ebenso düster fühlte sich Glenda.

Hoffnungslos war sie nicht, aber die Umgebung erinnerte sie immer mehr an ein Schattenreich, das sich lautlos in ihrem Umkreis aufgebaut hatte. Sie schaute nur selten zu Boden, und noch seltener blickte sie zurück. Hätte sie es getan, dann wäre ihr etwas aufgefallen.

Der Sand bewegte sich. Es sah aus, als würde eine Schlange dicht unter der Oberfläche kriechen, um sich dem Opfer, der einsamen Frau, zu nähern.

Sie aber sah nur John und das Kind. Es fiel und war plötzlich im Wasser verschwunden.

John Sinclair blieb davor stehen. Die Wellen umspülten seine Beine, sie zerrten an ihm.

Glendas Herz klopfte schneller. Sie spürte die Schläge selbst in ihrem Kopf, wo sie leichte Schmerzen ausstrahlten. Etwas würde gleich geschehen. Sie stand vor dem Countdown. Schließlich hatte sie die Gefährlichkeit des Mädchens am eigenen Leibe erfahren müssen. John sollte nur Acht geben.

Er bückte sich.

Sein Fehler!

Susy schnellte in die Höhe. Sie war verdammt flink, der Körper wuchtete aus dem Wasser – und John kam nicht schnell genug weg.

Glenda schrie ihm etwas zu. Das Wort hatte sie selbst nicht verstanden. John hatte es auch nicht gehört. Er würde mit diesem Monsterkind kämpfen müssen, und dabei wollte ihm Glenda helfen.

Neben ihr rieselte es…

Kein Sand, der in die von unten her entstandene Mulde wieder zurückfiel.

Glenda sah es nicht.

Dann öffnete sich die Mulde…

Etwas Unheimliches, etwas Schreckliches und Böses, das tief im Boden gelauert hatte, schob sich hervor. Das war der gefährliche Griff nach dem Leben. Die Klaue hatte sich aus dem Sand geschoben, sie war hornig, und ihre langen, spitzen Finger glitten wie Würmer über den Sand. Noch mehr streckte sie sich hervor, der rote Schein flimmerte plötzlich auf dem Sand, und nun sah Glenda ihn auch.

Sie drehte sich auf der Stelle. Mit dem linken Bein kam sie hoch, mit

dem rechten nicht.

Da war die Klaue schneller.

Gnadenlos packte sie zu.

Schere und Messer zugleich, die Glendas Fußknöchel umschlossen. Der Ruck folgte automatisch. Er riss Glenda Perkins von den Füßen. Ihre Arme bewegten sich noch hektisch, als suchten sie irgendwo nach Halt. Der aber war nicht mehr zu finden.

Ihr Schrei verwehte in dem Augenblick, als sie in den Sand fiel, und das Totengesicht mit der Krallenhand somit freie Bahn hatte…

***

Es war meine eigene Schuld. Ich hätte es wissen müssen, dass mit diesem Kind nicht zu spaßen war. Es wollte den Terror, es wollte den Tod, nicht mehr und nicht weniger, und ich steckte plötzlich in dieser verdammten Falle, denn die beiden eisharten Klauen hatten sich wie Scheren um meinen Hals gedreht.

Sie »bissen« zu, sie bewegten sich, sie zerrten die Haut auf, das Kind wollte Blut sehen, und es hatte sich wie eine Klette an meinen Hals gehängt.

Ich keuchte nach Luft. Kaum noch konnte ich atmen, weil eben die kleinen Finger zu stark zudrückten. Meine Hände hatte ich noch nicht zur Abwehr eingesetzt, dafür sah ich dicht vor mir das puppen- und maskenhaft wirkende Gesicht dieses verdammten Wesens, in dem ein irrer Mordtrieb steckte, gegen den es nicht ankämpfen konnte.

Meine Kräfte durften nicht erlahmen. Ich hatte schon gegen alle möglichen Arten von Schwarzblütern gekämpft, von einem dämonischen Kind wollte ich mich nicht fertig machen lassen.

Es drückte noch stärker und wollte mich auch zurückschieben, damit ich in das Wasser fiel.

Was ich so lange erzählt habe, hatte sich in Wirklichkeit sehr schnell abgespielt. Bei dem Gerangel hatte ich mich für die Beretta entschieden und berührte den Griff bereits, als ich, noch immer leicht zurückgehend, mit dem rechten Fuß wegsackte. Einen Moment später lag ich auf dem weichen Grund, und das salzige Meerwasser spülte über meinen Körper hinweg. Ich hielt die Augen geschlossen, doch meine Beretta konnte ich vergessen. Nicht den Dolch.

Es kam auf Sekunden an. Die Klammer um meinen Hals verstärkte sich. Die war böse und brutal, sie witterte den Mord, ich sollte das Opfer dieser Untat werden, sicherlich auch Glenda Perkins, und dieses vorausschauende Wissen brachte Kraft in mich zurück.

Da der auf mir liegende Körper ziemlich klein war, hatte ich noch genügend Bewegungsfreiheit. Es war kein Kunststück, an den Dolch heranzukommen. Zudem wurde es Zeit, denn immer stärker spürte ich den Luftmangel.

Ich stieß den Dolch nicht in die Brust der kleinen Gestalt. Obwohl ich auf dem Boden lag, konnte ich mit dem rechten Arm noch einen Bogen beschreiben, was ungemein wichtig war, denn die Klinge geriet so in die unmittelbare Nähe des Kindernackens.

Ich senkte sie.

Der erste Kontakt war da.

Dann schnitt ich hinein und zog den geweihten Silberdolch dabei von rechts nach links.

Ich hatte mich von dem Gedanken befreien können, es hier mit einem Kind zu tun zu haben. Das war ein dämonisches Wesen, eine magisch aufgeladene Puppe aus dem Jenseits, die versuchte, wieder ein Mensch zu werden und sich dabei an die Seelen anderer hielt.

Die Hände zuckten.

Ich spürte es mehr im Unterbewusstsein, denn allmählich wurde der Luftmangel kriminell. Aber das Zucken ließ mich hoffen. Ich schnitt automatisch weiter, und plötzlich durchlief die kleine, böse Gestalt ein heftiger Ruck.

Sie schnellte hoch.

Sie ließ mich los.

Ich hob die Beine an, trampelte und hatte Glück, dass ich den Körper erwischte und ihn nach vorn schleudern konnte. Nein, es drang kein Schrei aus dem kleinen Mund, dafür saugte er sich mit Wasser voll, aber ich konnte mich wieder bewegen, rollte zur Seite und wuchtete mich dann aus dem flachen Wasser hoch.

Luft, endlich Luft!

Ich hatte mich hinstellen wollen, was mir nicht gelang, denn durch den eigenen Schwung wurde ich nach vorn getragen und stolperte mit Bleifüßen durch den nassen zähen Sand.

Das Wasser strömte aus den Haaren, lief über mein Gesicht. Ich keuchte, spuckte Wasser aus, drückte mein nasses Haar nach hinten, beugte mich vor und hustete.

Den Dolch hatte ich nicht losgelassen. In der grauen Dämmerung schimmerte die Klinge wie eine matte Spiegelscherbe, über die Wassertropfen rannen.

Wo steckte das Kind?

Ich war so davon eingenommen, dass ich nicht zum Strand schaute. Hatte ich es vernichten können? War die Kraft des geweihten Silberdolchs stark genug gewesen, oder hatte es dieses böse, kleine, verfluchte Monstrum noch einmal geschafft.

Ich blickte auf seinen Rücken hinab. Nicht weit von mir entfernt lief es auf allen vieren durch das Wasser, um sich dem Strand zu nähern. Kein Zweifel, es wollte mir entwischen.

Ich lief hinterher.

Es musste mich bemerkt haben, denn plötzlich hielt es inne und kam

mit einem abgezirkelten und grotesk wirkenden Sprung wieder auf die kleinen Beine.

Mich durchfuhr kein Triumph, obwohl ich sah, was mein Dolch angerichtet hatte.

Die Klinge war in den Nacken gefahren und hatte dort eine Wunde hinterlassen.

Was heißt Wunde?

Es war ein Schnitt, eine Lücke, die aufklaffte wie das Maul eines Haifischs. Aber es war keine Wunde, aus der dickes Blut hervorgequollen wäre. Es gab nichts zu sehen, da war Luft, da war…

Ich verstand die Welt nicht mehr. Oder doch?

Es war nicht so einfach, wieder ein Mensch zu werden. Da fehlte vieles, nicht nur die echte Seele, auch das Blut. Mochte Susy auch getötet haben, mochte sie Seelen geraubt haben, an die richtigen war sie nicht herangekommen. In ihr wuchs nichts Positives, nichts Gutes, und deshalb hatte sie auch bei normalen Seelen keine Chance. Sie würde immer ein Geschöpf des Grenzlandes bleiben, über das ich noch so wenig wusste.

Susy drehte sich um.

Es war eine normale Bewegung, ich bekam sie sehr genau mit, trotzdem störte mich etwas.

Es lag an der ungewöhnlichen Kopfhaltung. Jeden Augenblick drohte er herunterzufallen.

Er blieb trotzdem.

Susy starrte mich an.

Wir standen uns jetzt direkt gegenüber und konnten uns in die Gesichter schauen. Wind fegte um unsere Gestalten, wirbelte Wassertropfen von einem Gesicht weg, das für mich keines mehr war. Ich sah eine porzellanhafte Maske, die mich an den Halloween Tag erinnerte, und ich erkannte auch, dass meine Aktion bei dieser Maske ihre Spuren hinterlassen hatte. Das glatte Gesicht hatte jetzt Risse. Die ersten sah ich an der Stirn. Dort waren auch Knochensplitter abgefallen und hatten ein spitzes Loch hinterlassen.

Mich glotzte eine weiße Pupille an, die in ihrem Zentrum ein rotes Glosen aufwies.

Das Zeichen der Hölle?

Das rechte Auge war gar nicht mehr vorhanden. Es schien herausgeschält worden zu sein, denn ich blickte in ein dunkles Oval.

Auch die kleine Nase hatte etwas abbekommen. Auf dem Nasenrücken hatten sich Querrisse gebildet, die beiden angedeuteten Nasenflügel waren zersplittert. Stattdessen stand nur mehr der Rest eines schaurigen Fragments in dem Gesicht.

Und der Mund?

Ein Hohn, denn die Lippen leuchteten in einem kräftigen Rot, als

wären sie mit frischem Blut nachgezeichnet worden.

Ich war beeindruckt und auch erschreckt.

Das »Kind« existierte noch. Es bewegte sich nur anders. Da passte die eine Bewegung nicht mehr zu der anderen, denn es versuchte, beide Arme gleichzeitig zu bewegen, was ihm nicht gelang.

Der linke Arm schnellte nach vorn, der rechte versuchte es auch, nahm aber den entgegengesetzten Weg. Das Gleiche geschah mit den Beinen, und die Gestalt verlor ihren Halt.

Sie wirkte wie eine Marionette, und der schief sitzende Kopf sah aus, als würde er jeden Moment über die Schulter hinweg in den Sand rollen.

Ich ging auf das Wesen zu und packte es.

Diesmal spürte ich keinen Widerstand. Ich konnte es sogar anheben und mich mit ihm drehen. Dabei schleiften seine Füße durch das Wasser. Es war nur mehr ein Stück Vergangenheit, nicht mehr, in dem noch ein Funken Leben steckte.

Der Mund bewegte sich.

Zähne schlugen zusammen, zerknirschten dann, und ich wollte ein Ende machen.

Deshalb zerrte ich meine Beute auf den Strand. Nass bis auf die Haut war ich geworden, nur spürte ich in dieser Situation die Kälte nicht. Es ging hier um alles oder nichts.

Den Silberdolch hatte ich in die linke Hand genommen.

Verschwommen sah ich die Zeichen darauf. Mich interessierte die Brust des Wesens, und zwar die Stelle, wo bei einem Menschen normalerweise das Herz schlägt. Nicht bei Susy.

Ich holte etwas aus.

Da hörte ich den Schrei.

»John nicht, um Himmels willen nein!«

Es war Glendas Stimme, die mich eingeholt hatte. Ich schaute über den Strandhinweg. Sie stand beinahe noch dort, wo ich sie verlassen hatte, aber sie war nicht mehr allein.

Das Totengesicht war erschienen und hatte seine verfluchte Krallenhand in Glendas Nacken gedrückt…

***

Verloren? Ein halber Sieg nur?

Ich wusste es nicht, und für einen Moment war mir auch grau vor den Augen geworden. Ich fühlte mich wie jemand, der vom Himmel herab in die Hölle gestürzt war und nun zusehen musste, wie er sich aus dieser verdammten Lage wieder befreite.

Ich hatte keinen Befehl bekommen, aber Glendas Stimme hatte voll und ganz ausgereicht. Gegen die Kraft der Vanessa kam sie nicht an. Das rot schimmernde Totengesicht mit den kalten Augen hielt sie

seitlich von sich gestreckt, und es machte keinesfalls den Eindruck, als wollte es Glenda je wieder freilassen.

»Okay!«, rief ich. »Schon gut…«

Da dieses rote Wesen auch Licht abstrahlte, wurde Glenda von dem rötlichen Schein erfasst. Ich sah sogar wie sie ihren Mund bewegte und mir zurief, zu ihnen zu kommen. »Aber mit dem Kind, John! Bring es bitte mit. Wenn du es tötest, sterbe auch ich. Sie will ihr Kind. Sie will nur ihr verdammtes Kind…«

Wenn du es tötest, sterbe ich!

Diesen Satz hatte ich mir eingeprägt, und beinahe hätte ich sogar gelacht, denn dieses Wesen bei mir war nicht mehr lebendig. Es konnte schon vernichtet sein.

Sollte ich das sagen?

Nein, ich wollte das Totengesicht noch ein wenig im Unklaren lassen und bemühte mich, meiner Stimme einen neutralen Klang zu geben, als ich zurückrief. »Keine Sorge, ich komme.«

Ob Glenda erleichtert war oder nicht, war von meiner Position aus nicht zu erkennen. Es fiel mir verdammt schwer, den Gang anzutreten. Bisher sah noch alles relativ normal aus, denn auch ich hielt das Kind in meinem Griff und schleppte es weiter. Wie aber würde Vanessa reagieren, wenn sie erkannte, was tatsächlich mit ihrem höllischen Liebling geschehen war?

Egal wie – Glendas Leben stand an erster Stelle. Alles andere konnte ich später nachholen, hoffte ich zumindest.

Das Wasser hatte ich verlassen und bewegte mich mit meinen nassen Schuhen durch den Sand, in dem ich tiefe Spuren hinterließ.

Ich sprach kein Wort, meine Blicke waren einzig und allein auf Glenda Perkins gerichtet und natürlich auf das Totengesicht. Zwei Männer hatte sich Vanessa wieder als Opfer geholt. Wenn die magische Rechnung aufging, daran hegte ich kaum Zweifel, musste sie noch stärker geworden sein.

Ich schaute sie mir deshalb an.

Ihr Gesicht war schon immer fest und konturenstark gewesen.

Der Körper nicht so. Er war mehr auseinander geflossen wie ein großes, ausgebreitetes Tuch. Nun hatte sie sich wieder Seelen holen können, was auch an ihrer Gestalt zu sehen war, denn sie zeigte viel mehr Dichte. Vanessa war dabei, zu einem Menschen zu werden, und dies wollte mir gar nicht gefallen.

Das Gesicht hatte sie in meine Richtung gedreht. Ich dachte darüber nach, wie ich es bezeichnen sollte. Es war keine Fratze, es war einfach nur rot und glatt, doch es kam noch etwas hinzu, das als sehr prägnant angesehen werden musste.

Zwei kalte Augen.

Böse Lichter, grausame Laternen, vielleicht die Energie aus dem

Grenzland. Die Augen bewegten sich nicht. Sie schauten einzig und allein nach vorn, sie waren auf mich gerichtet, als wollten sie mich durchbohren wie Dolche.

Ich musste mich zwingen, meinen Blick von ihnen abzuwenden, denn gleichzeitig strahlten sie einen hypnotischen Zwang aus.

Vanessa wollte mich in ihre Gewalt bekommen, und sie wollte mir den Tod regelrecht aufzwingen.

Die Distanz verkürzte sich.

Die Spannung nahm zu. Das sah ich auch Glenda Perkins an. Sie schaffte es nicht mehr, sich unter Kontrolle zu halten, sie wollte mir Sätze mit den Augen mitteilen und schielte dabei auf das Wesen.

Vanessa, die mit dem Teufel irgendwann einmal gebuhlt hatte, musste doch sehen, was mit Susy geschehen war. Dass sie sich in den menschlichen Kreislauf nicht mehr integrieren ließ, aber sie tat nichts. Sie blieb starr und schaute nur.

Wie weit sollte ich noch gehen?

Bis ich sie erreicht hatte und ihr das Kind vor die Füße legen konnte.

Sie würde es mir sagen, davon ging ich aus. Sie hatte bisher alle Karten in den Händen behalten, und ich glaubte nicht, dass sie diese abgeben würde.

»Halt!«

Auf diesen Befehl hatte ich gewartet. Diesmal hatte Vanessa gesprochen und nicht Glenda. Ihre Stimme hatte nicht normal geklungen. Für mich hatte sie sich angehört, als wäre sie den Tiefen der Welten entstiegen.

Ich sagte kein Wort, stoppte meinen Schritt. Auf dem weichen Boden hatte ich das Gefühl zu versinken. Die Augen rollte ich nach rechts, denn dort hing Glenda in dieser verdammten Kralle fest. So richtig hatte die Rückmenschenwerdung bei dieser verfluchten Person nicht gepasst, es war ein Makel geblieben.

Das Kind hielt ich auch jetzt fest.

Es hatte sich nicht mehr geregt, es hatte nicht einmal etwas gesagt, und sein zerstörtes Gesicht war geblieben.

Vanessa würde es sehen können.

Sie starrte es bereits an.

Ein leerer, ein kalter, ein gnadenloser Blick aus ihren gefühllosen Augen, in denen das ferne Licht kalter Sterne schimmerte. Vor ihr stand ein Mensch, einen zweiten Menschen hielt sie selbst fest. Das waren zwei Seelen, da musste sie einfach zugreifen.

In ihrem rötlich schimmernden Gesicht rührte sich nichts. Als sie sprach, da zitterten nicht einmal die Lippen. »Bevor sie mich an den Mast banden, haben sie mich mit Tierblut bestrichen. Es drang in meine Haut, es rötete mich, es war wie Pech, denn sie haben eine besondere Mischung genommen, die damals von einem verfluchten

Wanderprediger gesegnet worden war. Ich kehre jetzt zurück, ich bleibe… gib mir das Kind!« Blitzschnell hatte sie das Thema gewechselt.

Ich zögerte noch.

»Sofort!«

»Gut, du kannst es haben.« Jetzt kam es darauf an. Vielleicht war Vanessa so stark auf mich fixiert gewesen, dass sie nicht so richtig begriffen hatte, was ihrem dämonischen Liebling widerfahren war.

Für Glenda und mich waren die folgenden Sekunden ungemein wichtig.

Glenda hielt sich zurück. Der Griff war wie ein Panzer. Sie musste Schmerzen erleiden, vielleicht konnte sie auch deshalb nicht sprechen, aber sie verfolgte jede meiner Bewegungen mit den Augen, um zu erfahren, wie weit ich gehorchte.

Ich drückte Susy vor. Sie fühlte sich an wie vereistes Porzellan.

Kurz hob ich sie an, dann stellte ich sie ab wie einen Gegenstand, der nicht mehr gebraucht wurde.

Was nun geschah, bekam ich in allen Einzelheiten mit. Beide Füße berührten den weichen Sand, beide drückten sich hinein. Es sah zudem so aus, als würde Susy stehen bleiben, dann aber knirschte irgendetwas in ihrem Innern hässlich auf, die Beine gaben in den Knien nach, und vor ihrer Mutter sackte die Kleine zusammen.

Halb zerstört blieb sie im Sand liegen.

Vanessa schrie und keuchte, wahrscheinlich hatte sie erst jetzt die volle Tragweite dessen erkannt, was mit dem Geschöpf geschehen war.

Sie schaute nach unten, und ich hatte den Dolch in die rechte Hand gewechselt.

Blitzartig holte ich aus.

Dann schleuderte ich die Klinge auf ihr Gesicht zu!

***

Die Waffe raste wie ein heller, leuchtender und hoffnungsfroher Blitz durch die Luft. Zwar war ich kein Artist mit dem Messer, aus dieser Distanz aber konnte ich nicht fehlen.

Und der geweihte Dolch raste mitten in das rote Gesicht dieser Teufelin. Er wühlte sich in diese Masse hinein, zerstörte, was nicht echt war. Das Knirschen und Knacken hörte ich überdeutlich. Das Gesicht zerriss, die Gestalt wurde zurückgeworfen, und plötzlich öffnete sich auch die Klaue.

Glenda fiel in den Sand, sie rollte sich sofort aus der Gefahrenzone, denn so leicht war das Totengesicht nicht zu vernichten.

Viel Zeit konnte ich mir nicht lassen, während Vanessa in die Knie gefallen war, wobei es noch aussah, als würde ihr durchscheinender

Unterkörper über dem Sand schweben, hatte ich mir die Kette mit dem Kreuz über den Hals gestreift.

Ich griff sie an, als sie sich umdrehte.

Für einen Moment sah ich das rote Gesicht.

Die lange Klinge hatte es regelrecht gespalten, es war praktisch in zwei Hälften auseinander gebrochen, hielt aber noch, und in den Augen flackerte das kalte Licht, während aus der Bruchstelle ein stinkender Qualm drang, der nach verbranntem Fleisch roch.

Ich war mit dem Kreuz da.

Sie drehte sich mit einer zuckenden Bewegung zur Seite, aber so schnell konnte sie nicht sein.

Das Kreuz fand sein Ziel im geteilten Kopf, ebenso der Dolch.

Ich musste den Kopf einziehen, als das Totengesicht explodierte.

Mich umwirbelten und umtanzten schattenhafte Fetzen, als hätte man Stücke aus einem Tuch hervorgerissen. Der widerliche Geruch verschwand sehr schnell, denn der Seewind trug ihn weg.

Das Licht des Kreuzes begrub die Schatten. Es tötete sie, es ließ auch die letzten Reste des Kopfes zerplatzen, so dass von dieser Gestalt nichts zurückblieb.

Auch nicht die untere Hälfte des Körpers, die ebenfalls in den magischen Ring hineingeraten war. Sie zerfloss, das unheilige Leben wurde zerstört, die fremden Seelen konnten endlich ihre Ruhe haben, sie waren nicht mehr gefangen.

Und was blieb zurück?

Nichts, gar nichts!

»John, die Klaue!«

Glendas scharfer Ruf ließ mich herumfahren. Noch in einer geduckten Haltung schaffte ich es und sah, dass weder Glenda noch mir von der Krallenhand Gefahr drohte.

Sie hatte sich ein anderes Ziel ausgesucht.

Zerstört war sie nicht, obwohl sie keine Verbindung mehr zu einem Arm hatte. Dafür kroch sie über den Sand, und sie bewegte dabei ihre hornigen Finger wie Spinnenbeine. Sie kam gut voran, sie krabbelte, sie drückte sich immer näher.

Es war Susy!

Eine Figur, ein Wesen, ein Geschöpf, aber kein Kind, das rücklings im Sand lag und trotz allem noch vorhanden war. Selbst der Schädel existierte noch.

Auf ihn bewegte sich die Hand zu.

Ich stellte fest, dass Glenda eingreifen wollte, hielt sie durch einen scharfen Ruf davon ab. Was hier geschah, ging uns nichts mehr an. Noch steckte so etwas wie Leben in dieser Kindeshülle.

Der Kopf bewegte sich nach oben. Es sah aus, als wollte Susy es noch einmal versuchen und endlich aufstehen.

Es gelang ihr nicht mehr. Kaum hatte sie den Kopf vom Boden abgehoben, da »sprang« die Kralle vor.

Der Vergleich mit einem Krebs passte dazu, denn sie wuchtete mit gespreizten Fingern auf das Gesicht des Kindes und landete genau im Zentrum.

Die Krallenhand legte sich auf das schon halb zerstörte Gesicht, aber dabei blieb es nicht, denn die Finger verfügten über eine enorme Kraft. Sie stachen in die harte Haut wie spitze Messer, und wir sahen auch, dass sich die Klaue anpasste.

Sie verfaulte vor unseren Augen, als wäre sie eine Vampirhand, die vom ersten Licht der Sonne getroffen würde. Die Finger erinnerten an graue Würmer, die von einer anderen Kraft zu Brei gestampft wurden, bevor sie sich mit dem jetzt weichen und noch mehr zerfallenen Gesicht vermischten.

Keiner sollte leben.

Wer einmal im Grenzland gewesen war, wie diese beiden, hatte kein Recht zu existieren.

So jedenfalls war es hier. Ich hoffte, dass es auch bei anderen Wesen so sein würde…

Was blieb zurück?

Ein braungrauer Klumpen, der sich von der Oberfläche des Sandes kaum abhob…

***

Ich streckte Glenda Perkins meinen Arm entgegen und zog sie auf die Füße. Sie hatte sich in letzter Zeit immer wieder den Nacken gerieben. Ich erkundigte mich nach Verletzungen, sie schüttelte den Kopf. »Es ist alles halb so schlimm.« Dann lachte sie leise. »So ähnlich sieht dein Hals ja auch aus.«

Ich hätte ihr gern eine Antwort gegeben, was ich nicht mehr schaffte, denn plötzlich überkam mich das große Zittern. Die Spannung ließ nach, jetzt erst spürte ich die verdammte Kälte, die Schauer durch und über meinen Körper jagte.

»John, du musst ins Warme, andere Kleidung anziehen und…«

»Gib mir einen Ofen.« Meine Stimme bebte.

Ein Ofen oder normales Feuer war nicht greifbar. Glenda machte aus der Not eine Tugend. Sie umfing mich, als wir weggingen und wärmte mich mit ihrem Körper.

Jetzt erwies es sich als Vorteil, dass ich gefahren war. Im Rover befand sich noch mein Koffer. Ich würde mich auch abreiben und die Kleidung wechseln können.

Später allerdings, denn zuvor musste ich nach dem alten Durban schauten. Wir fanden ihn dort, wo ich ihn gefesselt zurückgelassen hatte. Im Gegensatz zu seinen Söhnen lebte er. Wütend und mit

verzogenen Mundwinkeln schaute er mich an. »Was glotzt du so?«

Ich erwiderte kein Wort. Seine Handschelle war er bald los. Ich half ihm auch auf die Füße.

»Was ist passiert?«

»Mister Durban, das werde ich Ihnen…«

»Meine Söhne?«

Ich nickte.

Zuerst schrie er, dann drehte er sich um und rannte weg. Ihn hielt nichts mehr. Er wusste ja, wo er sie zurückgelassen hatte. Ich schaute ebenfalls in diese Richtung.

Als Schatten überragte das Haus die Dünen. Noch immer machte es einen kalten, abweisenden Eindruck. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich es abgebrannt.

Wenig später hörten wir den irren Schrei. Da wussten wir, dass der Vater seine toten Söhne gefunden hatte. Sie hatten hoch gespielt und alles verloren.

Manchmal ist das Leben eben grausam…

ENDE des Zweiteilers